IV. Jahr Heft 16

Der Brenner

Halbmonatsschrift
herausgegeben von
Ludwig von Ficker

Sören Kierkegaard: Der Pfahl im Fleisch (mit Vorwort von Theodor Haecker) / Johann Senn: Nokturne / Georg Trakl: Gedichte / D. Kosztolányi: Die alte, alte Erzählung / Fritz Lampl: Hesperus / Carl Dallago: Der Bildungsphilister als Geistesrichter

Brenner-Verlag-Innsbruck

Der Brenner

erscheint halbmonatlich mit Ausnahme der Monate August und September

Bezugspreis: jährlich (20 Hefte) K 8.— (Mk. 7.—), je 5 Hefte K 2.— (Mk. 1.75), das einzelne Heft 50 hl. (45 Pfg.). Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag: Brenner-Verlag, Innsbruck. Probehefte gratis.

Schriftleitung: Innsbruck-Mühlau 102. (Tel. 1085/VI) Manuskripten ist Rückporto beizufügen. Einsendung von unverlangten Rezensionsexemplaren verbeten, da Rückstellung in keinem Falle erfolgt. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur gegen vorherige Anfrage beim Herausgeber.

Der I. u. II. Jahrgang des Brenner

wird mit Ausnahme der vergriffenen Nummern 2 des ersten und 6 des zweiten Jahrgangs zum Preise von je 4 Kronen bei freier Postversendung abgegeben. Bestellungen sind zu richten an den

BRENNER-VERLAG INNSBRUCK

„Observer"

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4

Telephon Nr. 1801

liest über 3000 hervorrag. Journale in deutscher, französischer, englischer, italienischer, ungarischer, czechischer u. polnischer Sprache und versendet an seine Abonnenten Artikel und Notizen **(Zeitungsausschnitte)** über jedes Thema. **Prospekte gratis und franko.**

Der Brenner

IV. Jahr Innsbruck / 15. Mai 1914 Heft 16

Der Pfahl im Fleisch / von Sören Kierkegaard

Vorwort des Uebersetzers

Die Rede „Der Pfahl im Fleisch" hat Kierkegaard im Jahr 1844 zusammen mit drei anderen herausgegeben. Im selben Jahre waren auch Der Begriff der Angst, Vorworte, Philosophische Brocken, das Jahr vorher Entweder-Oder, Furcht und Zittern, Wiederholung, Fünf Reden erschienen. Man muß dem geistigen Auge eine Spanne Zeit lassen, damit es diese machtvolle Produktion in einem Blick zusammenschließe. Dann behalte man das Bild im Gedächtnis zu immer neuer Erinnerung. Diese Rede ist, wie alle, dem Andenken seines Vaters gewidmet, aber auch „einer Ungenannten, deren Name einst genannt werden wird". Es waren seine beiden Lehrmeister in diesem Leben gewesen: „Eines Greises edle Weisheit und eines Weibes lieblicher Unverstand". Und es gilt auch für diese Rede jenes berühmte Vorwort, das zuerst im Jahr 1843 erschien und später immer mit neuen Worten aber dem gleichen Sinn wiederholt wurde; es lautet so:

„Unerachtet dieses kleine Buch (das deshalb „Reden" genannt wurde, nicht Predigten, weil der Verfasser keine Autorität hat zu predigen; „erbauliche Reden", nicht Reden zur Erbauung, weil der Redende keineswegs den Anspruch erhebt, Lehrer zu sein) nur das zu sein wünscht, was es ist, eine Ueberflüssigkeit, und nur begehrt, im

Verborgenen zu verbleiben, so wie es im Geheimen entstand, habe ich doch nicht Abschied von ihm genommen ohne eine fast abenteuerliche Hoffnung. Insoweit es, indem es ausgegeben wird, in uneigentlichem Sinn eine Wanderung antritt, ließ ich eine kleine Weile mein Auge ihm folgen. Ich sah da, wie es seinen Gang ging auf einsamen Wegen oder einsam auf den vielbefahrenen. Nach einem und dem andern kleinen Mißverständnis, indem es sich von einer flüchtigen Aehnlichkeit betrügen ließ, traf es endlich jenen Einzelnen, den ich mit Freude und Dankbarkeit meinen Leser nenne, jenen Einzelnen, den es sucht, nach dem es gleichsam seine Arme ausstreckt, jenen Einzelnen, der willig genug ist, sich finden zu lassen, willig genug es anzunehmen, ob es ihn nun im Augenblick der Begegnung froh und getrost trifft, oder müde und gedankenvoll. — Insoweit es dagegen, indem es ausgegeben wird, in eigentlicherem Sinn in der Stille verbleibt, ohne von der Stelle zu kommen, ließ ich eine kleine Weile mein Auge auf ihm ruhen. Da stand es nun, eine unansehnliche kleine Blume, tief versteckt im großen Wald, nicht gesucht ob ihrer Pracht oder ihres Duftes oder ihrer Nahrung. Aber da sah ich auch, oder glaubte zu sehen, wie der Vogel, den ich meinen Leser nenne, plötzlich ein Auge auf sie bekam, sich niederließ auf seinen Schwingen, sie pflückte, sie mit sich nahm. Und als ich das gesehen hatte, sah ich nichts mehr."

Kierkegaard redet vom Pfahl im Fleisch „in jenem Allgemeinen, in welchem es dadurch, daß es einen einzigen Menschen angeht, alle angeht". Er hat niemals geleugnet, daß Menschsein verschiedene Weisen der Betrachtung zulasse und also den Naturwissenschaften, zu denen man hier die Psychologie auch rechnen kann, Angriffsflächen für die Erklärung und namentlich auch für die Einwirkung darbiete. „Das Christentum hat nie den An-

spruch erhoben jedes einzelne Individuum zu privilegieren, im äußeren Sinn von vorne anzufangen. Jedes Individuum beginnt in einem historischen Nexus und die Naturgesetze gelten heute wie je." (Begriff der Angst.) Seine Aufgabe aber war, der Menschheit wieder einzuschärfen, daß sie das Privilegium habe, auch dem Leben des Geistes anzugehören, ja daß diese Anlage und Möglichkeit die wichtigsten seien, weil sie den Menschen in Verbindung mit Gott bringen, dessen Ebenbild er nur im Geist ist. Was der Pfahl im Fleisch physisch oder psychisch im einzelnen Menschen sein kann, interessiert Kierkegaard in dieser Rede gar nicht; es ist das unendlich Mannigfaltige, oft Zufällige, oft für die Betrachtung eines Dritten lächerlich Unbedeutende. Im Leben des Geistes, das allein das strenge und in Wahrheit allgemeine (nicht abstrakte) ist, ist er auf wenige Formulierungen zu bringen, er ist hier Kampf mit und gegen Gott, Gleichgültigkeit, geistiger Tod, Ungehorsam, Schuld, Sünde, Empörung, Abfall, oder um das alles in ein einziges Wort zu pressen: Verzweiflung.

Der Christ versteht unter Geisteskrankheit etwas anderes als der Psychiater. Das zeigt sich am deutlichsten in den extremen Fällen. Es gibt Menschen, die in den Augen des Christen „zum Tode" krank sind (zum geistigen Tode, denn um andere Krankheiten kümmert sich der Christ, der heroischeste Mensch, eigentlich nicht viel), gegen die der Psychiater aber nicht den mindesten Verdacht hegt, daß sie krank sein könnten; im Gegensatz dazu sind andere, die der Psychiater am liebsten einsperren möchte, nach christlicher Diagnose „eminent" gesund, denn zur Gesundheit des Geistes in dieser Welt gehört unbedingt eine gewisse „Unruhe". Schwieriger ist die Unterscheidung in den mittleren Fällen, die beide, der Christ und der Psychiater, für Krankheiten ansehen müssen. Hier wird es oft so sein, daß was für den Psychiater eine absolute, letzte Krankheit ist, für den Christen nur

das Symptom oder die Begleiterscheinung eines unendlich viel tiefer liegenden Uebels ist. Ein Beispiel. Das Nervenfieber, in das Iwan Karamasoff fällt, ist für den Arzt ein Letztes und Absolutes, ein sich selbst genügendes Faktum, eine positive, eindeutige Krankheit, deren klinisches Bild schon unzählige Male beobachtet und beschrieben wurde und die so und so behandelt werden muß. Für Dostojewski, den Christen, ist sie auch eine physische Erkrankung, wie für den Arzt, aber darüber hinaus zweifellos noch etwas anderes, nämlich Symptom oder Begleiterscheinung einer ganz verzweifelten Geisteskrankheit, wenn ihm auch, wie jedem von uns, die Beziehungen des geistigen zum psychisch-physischen Leben rätselvoll dunkel und unerklärlich sind; aber das hindert ja nicht, daß sie da sind. Aehnlich wird es mit der Epilepsie stehen. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß die Vorstellung vom Pfahl im Fleisch des Apostels Paulus mit der von seiner Epilepsie aufs strengste in den heutigen Köpfen assoziiert ist, ja daß hier sogar ohne weitere Bedenken an ein Kausalverhältnis gedacht wird. Gut, kann sein! Nur haben mich von jeher diejenigen in das allergrößte Erstaunen zu setzen vermocht, die meinten, sie hätten damit auch irgend etwas über Paulus' Leben, Denken und Glauben und deren Inhalt ausgesagt. Es kann ja sein, daß die Epilepsie, abgesehen von dem Oberflächenbild, das sie dem Auge des Arztes bietet, noch viel tiefer in das Leben des Geistes hinabreicht. Was mag da ungefähr ihre Bedeutung sein? Wir haben einen Zeugen: Dostojewski, der ein Epileptiker war und dazu noch nicht bloß ein Genie, sondern auch ein Christ. Er verschmähte den Arzt und dessen Rat nicht, wie auch Kierkegaard es für eine nicht weiter diskutierbare Selbstverständlichkeit gehalten hat, daß man zur Heilung eines Geisteskranken das, was vom Leib aus geschehen kann, auch tue. Aber Dostojewski hat Zusammenhänge seiner Epilepsie mit einem geistigen

Leiden geahnt, gegen das die Medizin kein Mittel hat noch jemals haben kann. Ich trage keine Bedenken zu behaupten daß, was sich hinter und über der Epilepsie Dostojewskis abspielte, dasselbe war, was hinter und über dem Nervenfieber Iwans geschah, denn beide sind Blutsbrüder: es war die Zerrissenheit der Seele zwischen Gott und Teufel, zwischen Gut und Böse, zwischen Glaube und Sünde, zwischen Liebe und Haß, es spielt sich das gesteigerte Hiobsdrama, die Empörung der zu kurz gekommenen Kreatur gegen den Schöpfer ab, gesteigert, weil Iwan die inzwischen in der Welt ins Ungeheure gewachsene Macht der Reflexion zu einem Betrug benützt: er läßt hinterlistiger Weise seine eigene Person ganz außer Spiel und empört sich um der „Andern", um des „Kindleins" willen, also unter dem täuschenden Vorwand der Sympathie. Es ist wahrscheinlich, daß diese Form der Empörung in schwächeren Graden heute am häufigsten vorkommt; jedenfalls ist sie die eine verborgene, unbewußte Seite der heute üblichen, auf Werte keine Rücksicht nehmenden, aber pathetischen und niedrig sentimentalen Philanthropie, die ja nicht ganz und gar Schwachheit und Feigheit ist, sondern eben auch einen Gran von positiver Empörung aus Mitleid mit anderen in sich hat. Iwan ist der tiefstgedachte Empörer der europäischen Dichtung, denn er hat jene Bewußtheit, die auch den bösen Menschen erst tief macht, nur Kierkegaard hat (wie ich es in meiner Schrift gezeigt habe) in der „Krankheit zum Tode" diese Tiefe mit noch hellerer Bewußtheit als Philosoph und Denker erreicht. Die Herrchen, die heute in Romanen, Novellen, Versen und Feuilletons allerlei Krims-Krams-Einwände gegen das Weltregiment vorbringen, fallen ja alle unter die Kategorie „Spaß"; sie sind mit dem lieben Gott, an den sie überdies natürlich weder glauben noch nicht glauben — sonst sähen sie nämlich ganz anders aus — sofort

wieder versöhnt, wenn sie ihren Schund bei einem Verleger untergebracht haben und der Bahr sie lobt. Wenn man will, kann man sich mit der Annahme trösten, daß die Literatur heute ungefähr die geistverlassenste Provinz dieses Planetenseins ist, ein Blasen treibender Schaum, den ein Leben ausscheidet, das seine reineren Kräfte in verborgenen Tiefen bewahrt. Weil dem Glauben Kierkegaards die Verlorenheit einer alle Gewalten des Bösen zu Hilfe rufenden Empörung vorausging, hat seine Religiosität in so prägnanter Weise den Charakter der Poenitenz, gemäß dem Worte Pascals: Dieu serait injuste si nous n'étions pas coupables.

Nachdem ich so dargelegt habe, in welchem Sinn Kierkegaard vom Pfahl im Fleisch redet, kann (und muß) auch eine Frage erörtert werden, die einem neugierigen Zeitalter vielleicht am nächsten liegt.

Auf seinem Sterbebett sagte Kierkegaard zu seinem Freunde: ich hatte einen Pfahl im Fleisch. Der Deutungen, was dieser Ausdruck im besonderen Fall Kierkegaards gemeint haben könne, sind manche versucht worden. Es ist überaus wahrscheinlich, daß die letzte, von P. A. Heiberg (in Kierkegaard Studier: En Episode i Sören Kierkegaards Ungdomsliv 1912) versuchte die richtige ist. Der dänische Herausgeber der Werke Kierkegaards hat seine Untersuchungen mit jener Würde und Anständigkeit angestellt und dargelegt, die ein jetzt im Aussterben begriffenes Philologengeschlecht auszeichneten. Dafür muß man ihm Dank wissen. Es hätten ja auch die Feuilletonpsychologen darüber kommen können und philosophierende Psychoanalytiker, deren harmlosere Naturen die Philosophie erwachsener Männer durch ihr eigenes infantiles Denken ersetzen oder gleich zu den Quellen gehen und die Ansichten des fünfjährigen Maxl oder Fritzl oder Schorschl über den Herrn Papa sich zur Gottesvorstellung Pascals sublimieren lassen, deren gefährlichere aber den

psychischen Organismus der europäischen Menschheit durch und durch verseuchen, denn sie gleichen den Schmeißfliegen, die mit Ekel erregender Perseveranz bald auf das Aas, bald auf die gesunde Speise sich setzen.*) Die Untersuchungen Heibergs machen es fast gewiß, daß Kierkegaard mit dem Pfahl im Fleisch eine Jugendverschuldung meinte, die so gut wie jedem anderen nichts bedeutet hätte, die ihn aber — „hier versteht ja schwer der eine den andern" — bis aufs Blut peinigte. Wie groß hier die Unterschiede zwischen den einzelnen Menschen sein können, mag man aus dem „Begriff der Angst" ersehen, einem Werk, mit dem die Rede vieles gemeinsam hat und das ja auch zur selben Zeit heraus kam.

Die Jugendverschuldung war die fast schon abstrakt zu nennende Möglichkeit, Vater geworden zu sein ohne es zu wissen, ja ohne es jemals wissen zu können. Aber gerade diese dialektische Schwierigkeit der Reue schon in der Bestimmung der Verschuldung, diese Unmöglichkeit ein Unrecht, von dem er nie erfahren konnte, ob es überhaupt geschehen war, wieder gut zu machen, mußte für Kierkegaard ein unerträglicher Gedanke sein, mußte ihm zum „Pfahl im Fleisch" werden, denn sein Gefühl für Verantwortlichkeit war so stark, daß er immer Alles und das Ganze, das Offenbare und das Verborgene auf sich nehmen, daß er sich nichts entgehen lassen wollte. Aber hier war er ja zur absoluten Ohnmacht verdammt, hier wurde sein Stolz in den Staub gezerrt, und es war keine Möglichkeit, durch eigene Kraft sich zu retten, die ihn bei seiner Leidenschaft nur zum Irrsinn geführt hätte. Wenn nämlich ein leidenschaftlicher Mensch Gedanken hat, so hat er sie immer ganz,

*) Die Kindheitsgeschichte Kierkegaards, die im vorigen Heft des „Brenner" erschien, habe ich eigens für die Psychoanalytiker übersetzt, eigens für den Herrn Dr. Theodor Reik, den ich staunend in mein Herz geschlossen habe, damit er sie in der „Imago" unter der Rubrik Vater und Gott verwerte. Er geniere sich ja nicht, nur zu! Früher oder später muß es ja doch sein. Ich bin für Beschleunigung.

und wenn er irgendwo Gewißheit braucht, so verlangt er sie immer absolut und verachtet die „an Gewißheit grenzende Wahrscheinlichkeit", verachtet alle nur relative Annäherung, verachtet jenen jämmerlichen Asymptotentrost einer modernen Bourgeois-Philosophie, die ihre Emotionen und Gedanken aus dem Leben des Geschäftsmanns und Advokaten sich holt. Strindbergs „Vater", ein leidenschaftlicher Mann, der nicht an Gott glaubt und nur an der Unsterblichkeit im Kind festhält, klammert sich nun ganz mit Recht an diese chimärische Idee und verlangt unbedingte Gewißheit seiner Vaterschaft. Aber da keine Möglichkeit ist für einen Mann, die absolute Gewißheit seiner Vaterschaft zu erlangen, so wird „der Vater" notwendig wahnsinnig, wenn er nicht vorher abspringt. Es besteht eine ganz bestimmte nicht verwirrbare Korrelation zwischen den Begriffen: Glaube, Ewigkeit, Gewißheit, und Wissen, Zeitlichkeit, Wahrscheinlichkeit, so daß ein Mensch nur des Ewigen und auch nur durch den Glauben gewiß sein kann, niemals der Zeit und dessen, was in ihr geschah und geschieht, durch Wissen. Gewißheit entspricht dem Ganzen und Totalen, das zu schwer ist, um vom Wissen gehoben und in schwebendem Gleichgewicht gehalten zu werden, wie andererseits alles Zeitliche zu leicht wiegt für die gewaltige Hebekraft des Glaubens, der einen Menschen sofort zu den ewigen Dingen emporschnellt und innerhalb des Wahrscheinlichen nur Unheil anrichtet, wie auch das Wissen allein eine zu armselige Rüstung und kärgliche Nahrung ist, als daß ein Mensch mit ihnen allein dieses Leben aushalten könnte, vorausgesetzt, daß er mit dem Gesicht gegen die ewigen Dinge gewandt marschiert und nicht nur immer am Boden auf allen Vieren kriecht. Kierkegaard selber hat sein Erlebnis dichterisch gestaltet in der kleinen erschütternden Novelle „Eine Möglichkeit", die in die große Leidensgeschichte „Schuldig-Nichtschuldig" eingeflochten ist. Auch dort wird der Held,

weil er keinen unendlichen, also religiösen Ausweg aus seiner Not und Ungewißheit findet, mit Schwachsinn geschlagen, der erst in der Versöhnung des Todes wieder von ihm genommen wird. Kierkegaard selber wurde von seiner Angst geheilt und vielleicht gerade durch seine Schuld in eine der tiefsten religiösen Wahrheiten eingeweiht, daß nämlich in solchen Fällen gar keine andere Rettung ist als „alle Sorge auf Gott zu werfen". Der „Pfahl im Fleisch" hat jedoch im Leben Kierkegaards eine große Rolle gespielt, er hat ihn, wie Tagebuchstellen zeigen, davon abgehalten, nach jenem Leben zu langen, das für ihn das höchste war, nach dem eines öffentlichen Reformators. Ob ihn seine Jugendverfehlung auch von der Heirat abgehalten hat, wie die deutschen Herausgeber und Verleger mit einer gewissen ungenierten Positivität, die ja von jeher die Männer der „Tat" — ein Schrempf sollte sich von ihnen doch etwas ferner halten — in geistigen Dingen auszeichnet, behaupten, nachdem sie kurz vorher wohl irgend ein „körperliches Gebrechen" für den Grund gehalten hatten, ist eine sekundäre Frage, die man auch ruhig verneinen kann. Von einer Heirat hat Kierkegaard weniger seine Vergangenheit als vielmehr seine Zukunft abgehalten, nicht ein einzelner Grund, sondern eine Unendlichkeit, an der jede endliche Bestimmung zu schanden wird. Darum kann ja auch Kierkegaard selber zum Verdruß aller Philister über sein „Verhältnis zu ihr" niemals ein endgültiges Wort sagen, das ein ernsthafter Mann nun ruhig mit nach Hause nehmen kann, in der Zuversicht, die Sache sei jetzt ein für alle Mal erledigt, sondern es erwacht nach seinem eigenen Geständnis, so oft er tiefer über sie nachdenkt, sofort „ein Dichter" in ihm („Im Verhältnis zum Dichter in mir ist sie wie ein schlaget an und gebet Feuer"). Man kann sich deshalb die vielen Redereien ersparen. Jeder große Mensch antizipiert irgendwie seine Zukunft und sein Schicksal, trägt sie in sich, seinen Zeitgenossen ver-

borgen, ihm selber oft nur eine verzehrende Schwermut (Hölderlin: „die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht nicht ward"), eine dunkle, blinde Gewalt der Innerlichkeit, die in helleren Stunden zum sehenden Gefühl der Kraft wird, das Erfüllung heischt und zugleich verheißt; doch kann er es keinem andern sagen, da alles erst werden muß und sich im Laufe der Zeit in Tat und Gedanken explizieren und offenbaren soll. Zur Ruhe und Sicherheit, die alle weitläufigen Erörterungen abweisen, kommt die Erklärung erst im Religiösen, da heißt es kurz: „es lag ein göttlicher Protest vor"; „meine Person war mit Beschlag belegt." Diese Erklärung hinwiederum war so maßlos paradox, so lächerlich unverständlich und undiskutierbar für jeden Zweiten und Dritten und nur in der letzten Einsamkeit vor Gott gültig, daß er sie nicht sagen konnte, denn sagen konnte das ja auch ein Schurke, der eine leidige Verpflichtung los sein und ein bequemes Leben führen wollte, oder ein Wahnsinniger oder ein Trottel. Er mußte es erst in der Länge der Zeit durch sein Leben beweisen und offenbaren, daß er recht hatte. So ist es ja aber uns Nachgeborenen auch nicht schwer gemacht, wie es doch für seine Braut und deren Vater und Angehörige und seine Zeitgenossen überhaupt war, zu sehen, daß Kierkegaard zu anderem berufen war als dazu, Bürger zu werden und leibliche Kinder zu haben.

Daß Kierkegaard als strenger Christ — und hier noch als strenger Protestant — vom Neuen Testament nur mit Ehrfurcht redet, und jede literarische Ausbeutung und Anwendung religiöser Ausdrücke als Frechheit ansieht, ist klar. Ich habe manchmal, nicht wie im Traum, nur wie in der Erinnerung an einen fernen Traum, den platonischen Wunsch, ich weiß nicht, ob ihn andere auch haben, aber ich habe ihn: der Staat möchte auch eine geistige, und nicht bloß

eine — noch dazu schlechte — bürgerliche Institution sein, so daß man feuilletonistischen Hanswürsten, die im Berliner Tageblatt beim Fall Traub und ähnlichen von „Märtyrertum", „Dornenkrone" &c zu reden wagen, in etwas derberer Weise auf die klotzigen Finger klopfen könnte, da sie ja vom Geist längst nicht mehr verwundet werden. Soviel ich weiß, gibt die christliche Kirche zum mindesten vor, an ein persönliches Fortleben nach dem Tod und an eine mögliche Erlösung des Menschen durch Christus zu glauben. Ich bin nun nur ein Laie, nur ein Outsider, aber die Beantwortung der folgenden simplen Frage liegt ja auch noch im Machtbereich des gewöhnlichen menschlichen Verstandes: Wie können einer solchen Kirche noch Pfarrer angehören, die jene unbedingt notwendigen Grundlagen, ohne die das Christentum Galimathias und Blödsinn und überhaupt nichts mehr ist, leugnen, wie können sie sich wundern, daß sie hinaus müssen? Damit ist wohlverstanden noch gar nichts gesagt, wie weit die orthodoxen Pfarrer das Recht haben, sich Christen zu nennen, ob ihr Glaube die Wahrhaftigkeit und Deckung der Innerlichkeit hat, ob sie sich im Klaren sind, was für eine verwegene und konsequenzenreiche Sache ein solcher Glaube sein kann. Darüber bin ich nicht informiert, es geht mich hier auch gar nichts an. Aber soviel ist doch gewiß, daß die liberalen Pfarrer wie Jatho, Traub usw. glatte Monisten und platte Pantheisten sind, mit Neigung zu jener Sorte von Optimismus, die von Schopenhauer — und wohl allen tieferen Menschen — für die eigentlich perverse und ruchlose Sinnesart der Menschen in religiösen Dingen gehalten wurde, und die sie ja auch befähigt, die Hilfe des Berliner Tageblatts anzurufen und ohne Scham anzunehmen, und die ihnen schließlich auch das Einverständnis mit allen Masseninstinkten und Mächten sichert. Wo ist da Märtyrertum und Dornenkrone? Was ist das für ein bequemes Gefasel? Soviel lehrt doch die Geschichte, daß

wer immer reformieren wollte, einen tieferen wie höheren Standpunkt als die jeweilige Kirche einnehmen mußte, alles andere zählt nicht und ist verwerflich. Und monistischer Optimismus und vager Pantheismus sind doch wohl die nieder- und flachsten Standpunkte, die überhaupt ein Mensch, der es mit dem geistigen Leben zu tun hat, einnehmen kann. Wer das bedenkt, versteht leicht, warum Kierkegaard von den liberalen Pfarrern nicht gelesen, oder wenn doch, nicht genannt wird, denn ein Reformieren nach Art des Liberalismus mit Hilfe von Journalisten haßte er aus ganzer Seele. Jedenfalls sollte man immer von neuem die schamlose Lüge bloßstellen, es sei mit einer Gefahr verbunden und gehöre Mut dazu, heute im Berliner Tageblatt gegen Autorität von Staat und Kirche schöne Sprüche zu machen. Du lieber Himmel, als ob der in Skepsis grau gewordene Mauthner nicht auf der Stelle sein Gemauschel im Himmel einstellen und in einen Berliner Redaktionspalast verlegen würde, wenn Gefahr drohte, daß ihm von Staatswegen mit dem Stock die verecundia eingebläut wird, zu der er anders nicht kommen kann. Alle sind Betrüger, ob sie nun bloß sich selber, oder was die Regel der Gemeinheit ist, zunächst andere betrügen, alle, die behaupten, das wirksame Böse dieser Welt sei heute in Staat oder Kirche verkörpert, die doch beide innerlich so kraftlos sind, wie nie zuvor, so ohne irgendwelchen Glauben an irgendwelche Idee, daß sie als geistige Größen gar nimmer zählen. Das aktive Böse dieser Welt ist heute in Westeuropa in der Form der Formlosigkeit in Presse und Publikum zu Hause, in Parlamentarismus, Wählerschaft, Bank- und Geldwirtschaft, lauter anonymen, vollkommen verantwortungslosen, nicht faßbaren Massenmächten. Ich werde aber von dem Glauben nicht lassen, daß der blutrünstigste Tyrann noch leichter zu jenem geistigen Verantwortlichkeitsgefühl gelangen kann, ohne das keiner herrschen darf, leichter, sage ich,

als die von Verleger, Abonnenten und Inserenten abhängigen Redaktionskollegien in Massenauflagen erscheinender liberaler und sozialdemokratischer Zeitungen und Zeitschriften (Es gibt ja heute im Deutschen Reich nicht einmal eine Zeitschrift, die es wagen würde, diesen Aufsatz abzudrucken; alle haben sie entweder gar keinen Charakter oder nur den ängstlich bornierten, von hunderttausend Rücksichten gequälten einer politischen Partei), leichter auch als Bankiers und Mitglieder anonymer Aktien-Gesellschaften, die für hohe Dividenden Werte der Kultur ohne ein Achselzucken hingeben.

Im Warenhaus unserer liberalen Zeit wird alles feilgeboten, auch Religionen. Manchmal müssen sie verramscht werden, denn es kommen ja immer wieder neue Artikel herein, und, man kann nicht leugnen, recht artige Artikel. Ich begrüße es immer mit Freude, wenn diese unverständliche Welt an irgend einem Punkt wieder Sinn bekommt, wenn, was im Gedanken zusammengehört, auch in Wirklichkeit trinkbrüderlich sich findet. Es wäre doch schade gewesen, wenn Hermann Bahr und Johannes Müller, nur als die Vorstellungen, die ich von ihnen habe, in meinem Kopf und nicht in Wirklichkeit, (laut Berliner Tageblatt) als Fleisch und Blut im Aelplerkostüm mit nackten Knien und tanzend (wenigstens der Müller) im Hofe des Schlosses Mainberg, das der deutsche Nachfolger Christi bewohnt, sich gefunden hätten. Es wäre schade gewesen, denn ich weiß zwar nicht, was beide im Anfang waren, aber gewiß ist, daß sie inzwischen Zwillinge geworden sind. Besteht des einen Liebe zur Kunst darin, daß er jeden Schmierer zum Dichter proklamiert, so drückt sich des anderen Religiosität dadurch aus, daß er zu jedem Dreck Ja sagt und aus Menschen, denen vor ihrem allzu intensiven Menschsein zu grauen anfing, wieder quietschvergnügte Schweinderln macht. Ich muß das Wort wiederholen: zu jedem Dreck Ja sagen, zunächst

bei sich, dann notgedrungen bei anderen, das ist die Religion des Warenhaus-Liberalismus und seine Menschenliebe. So möchte er auch gerne Dostojewski verstehen, recht als ein ahnungsloses Bählamm, das gar den Bahr für einen Propheten und den Müller für den Evangelisten Johannes gehalten hätte. Aber wenn Dostojewski dem schmutzigsten Bettler, dem ekelerregenden Kranken, dem verruchtesten Mörder, nicht aus Liebe zum Schmutz, zur Pest oder zum Verbrechen, sondern aus heroischem Verantwortlichkeitsgefühl und aus heißer Sehnsucht nach Erlösung die Hand gegeben hätte, er würde sie — und dafür sind in seinem Werk genug Anhaltspunkte — vor den Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind, die ausgespieen werden, vor einem Berliner Tageblatt-Literaten zurückgezogen haben. Man sehe sich nur seine Feinde an, gegen die er mit Haß, jawohl mit Haß kämpfte, sie gehörten alle samt und sonders der „Intelligenz" an, nur daß sie es an geistiger Verworfenheit und alles mitmachender Charakterlosigkeit mit ihren heutigen Vertretern nicht aufnehmen konnten; denn die machen jetzt natürlich auch das neue Irrationale und in Kürze auch Kierkegaard mit. Das Schmählichste an dieser Charakterlosigkeit ist vielleicht überhaupt die Frechheit, mit der sie große Namen akkapariert. Was da der Mauthner für seine Person allein zu Wege bringt, ist nicht zu sagen. Wahrscheinlich weil Cotta seinen Lexika füllenden Schmarrn verlegt, ist er mit Goethe aufs intimste befreundet, „du Lieber" und ähnliches darf er zu ihm sagen, und kriegt keine Ohrfeige. Kant hat die Sprachkritik versäumt, aber vorausgeahnt (eine nicht auszudenkende Frechheit!), also ein gescheiter Kopf einesteils wenigstens, andernteils auch wieder dumm, denn er war fromm und glaubte an Gott, diese „abstruse" Idee, überhaupt das Modell zum Gregers Werle, ging immer mit einem Spielzeug in der Tasche herum, jener ethischen Forderung, die bereits verjährt war, als Mauthner

das erste Feuilleton schrieb. Aber am meisten mißbraucht er doch den Namen Schopenhauers. Alle Augenblicke, so oft er wieder ein Häuflein hinsetzt, und er kann sich ja nicht beherrschen, ist wie ein Säugling, läßt einfach immer alles laufen, tut er, als würde ihn Schopenhauer, wären sie Zeitgenossen gewesen, zweimal in der Woche zum Abendschoppen eingeladen haben; und gehört doch wenig Psychologie dazu und ist gar kein Wagnis, die Behauptung auf sein Gewissen zu nehmen, daß Schopenhauer für einen Mauthner, wenn er's überhaupt so weit hätte kommen lassen, nur einen Fußtritt übrig gehabt hätte, ganz abgesehen davon, daß ein Mauthner als Zeitgenosse Schopenhauers dessen Genialität selbstverständlich nicht erkannt hätte, so wenig er heute die Kräfte kennt, von deren Werken die Mauthner der nächsten Generation schmarotzen werden. Was ist das doch für eine lächerliche Bagage, die sich mit Hausiererzudringlichkeit an Tote heranschnorrt, gegen welche entweder Neid und Haß und Empörung oder Staunen und Bewunderung und Schweigen ihre einzig sinnvolle Reaktion wären. Und niemand nimmt sich der Toten an. Warum auch! Wo die Lebenden tot sind, haben auch die Toten, die lebendig sind, ihr Recht verloren.

Ich habe einen Satz der Rede im Druck sperren lassen, diesen: Hat Gott je mit einem Menschen einen Pakt geschlossen im Aeußeren? Es ist der Kardinalsatz der auf Geist und Innerlichkeit zurückgezogenen Religiosität Kierkegaards.

Theodor Haecker.

* * *

Der Pfahl im Fleisch

2. Kor. XII, 7.

Da es der Heiligen Schrift Bedeutung ist, den Menschen ein Dolmetsch des Göttlichen zu sein, da es ihre Forderung ist, den Glaubenden Alles von Neuem zu lehren, so folgt ja daraus von selber, daß ihre Sprache der Gottesfürchtigen Rede vom Göttlichen gebildet hat, daß ihre Worte und Ausdrücke immer und immer wieder tönen an den heiligen Orten, in jeder feierlicheren Rede vom Göttlichen, ob nun der Redende sucht, das Bibelwort zu erklären, indem er dem Worte gibt, was des Wortes ist, oder zu dem Bibelwort hinsucht, als der in all ihrer Kürze deutlichen und vollständigen Erklärung des Vielen, das er geredet hat. Aber auch in täglicher und weltlicher Rede hört man zuweilen ein Bibelwort, das sich vom Heiligen verirrt hat in die Welt — verirrt, denn die Art, in der es gebraucht wird, zeigt deutlich, daß es nicht freiwillig seine Heimat verlassen hat und sich nun umtreibt zwischen der Menschen weltlichem Dichten und Trachten, um Einen zu gewinnen, sondern daß es geraubt wurde. Der, der es anwendet, wird nicht erschüttert durch das Bibelwort, läßt seinen Gedanken nicht zurückgehen mit ihm, um dessen ernsten Platz in der heiligen Verbindung zu finden, erschrickt nicht bei der Vorstellung, daß es eine Schändung ist, das Wort so zu gebrauchen, selbst wenn der Gebrauch, weit entfernt eine Frechheit zu sein, nur ein in menschlichen Augen entschuldbarer Leichtsinn ist.

Ein solcher biblischer Ausdruck, den man oft trifft, wo man ihn am wenigsten erwarten sollte, von dem man manchmal einen Gebrauch gemacht findet, zu dem er sich am wenigsten zu eignen scheint, ist der vorgelesene: Der Pfahl im Fleisch. Aber wie dieser Mißbrauch an und für sich beklagenswert ist (denn wir denken ja nicht an eines frechen Spottes Vermessenheit, sondern nur an die flüchtige An-

wendung des Wortes wie im Spiel der Gedanken, die scherzende Verbindung, die der Leichtsinn es mit des Lebens Geringfügigkeiten eingehen läßt), so kann es auch auf eine ganz eigene Weise eine sorgenvolle Folge haben, so einer plötzlich dazu käme, jene Gefährlichkeit des höchsten Lebens zu bedenken, von der das Wort redet: daß er da überwältigt würde von der Angst gleich dem, der die tötliche Waffe in seiner Hand hielt und Scherz mit ihr trieb, nicht wissend, daß sie tötlich war. Und furchtbar, ja gleichsam tötlich ist gewiß das Wort, da es von dem tiefen Schmerz zeugt, der Ablösung und Gegensatz ist zu dem, was herrlicher als irgend ein irdisches Glück ist, als irgend eines bloß menschlichen Gedankens herrlichste Vorstellung, Gegensatz zur höchsten Seligkeit, so wie sie erlebt wird, wenn sie unsagbar ist; allen Ernst und Nachdruck hat das Wort, da es der Apostel Paulus sagt, ein Mann, der solche Wechselfälle nicht erlebte, weil er sein Leben Leidenschaften zur Beute hingegeben hatte, da im Gegenteil die tiefste Erfahrung und die vollgewisse Einsicht ihm einen sicheren Geist gegeben hatten. Ist dieses nicht furchtbar! Ruhe sucht ja der Mensch, aber es wechselt: Tag und Nacht, Sommer und Winter, Leben und Tod; Ruhe sucht ja der Mensch, aber es wechselt: Glück und Unglück, Freude und Sorge; Ruhe sucht ja der Mensch und Beständigkeit, aber es wechselt: des Vorsatzes Glut und der Ohnmacht Ekel, der Hoffnung grüner Wald und der Erfüllung verwelkte Herrlichkeit; Ruhe sucht ja der Mensch, wo sucht er sie nicht, selbst in der Unruhe der Zerstreuung, wo suchte er sie nicht vergebens, selbst im Grabe! Aber ein Apostel — er redet in den stärksten Ausdrücken von einem Pfahl im Fleisch, von einem Engel Satans, der ihm auf den Mund schlägt, und ihn auch so daran hindert, jene unsagbare Seligkeit auszusagen. Also je eifriger man vorwärts drängt, umso gefahrvoller wird Alles; also verzehrt jeder Eifer den Eifernden, und am furchtbarsten,

wenn es der Eifer um Gott ist in des Herrn Dienst? Nein, so redet der Apostel nicht, wie ein verbitterter Mann, der nur ein verzweifelter Zeuge dabei ist, wie er selber hin- und hergeworfen wird und höchstens die Wechselfälle zu schildern versteht. Daß es ihm nicht gestattet wird, im dritten Himmel zu bleiben, ja daß es ein Engel Satans ist, der ihn wieder herunterholt und ihm auf den Mund schlägt, das weiß er; er weiß, daß in gewissem Sinn die Verbindung des Erdenlebens mit der Seligkeit allzeit eine unglückliche Ehe ist, und daß die in Wahrheit selige Verbindung erst im Himmel geschlossen wird, wie sie dort ja im Anfang geschlossen wurde; aber er weiß zugleich, daß es ihm von Nutzen ist, und daß dieser Pfahl ihm ins Fleisch gegeben ist, damit er sich nicht überhebe. Daran erkennt man den Apostel, daß er nicht unsicher wird, was doch wohl auch dem Redlichen geschah, der vielleicht des Himmels Seligkeit vernahm, aber dann, als die Dornen zu stechen und zu brennen begannen, nichts anderes wußte als zu jammern. Wenn jener Engel Satans hervorstürzt aus seiner Finsternis, wenn er mit der Plötzlichkeit des Blitzes da ist, um den Apostel zu erschrecken, da ist es wohl ein Engel Satans, wie der Apostel sagt; aber wenn er doch weiß, daß es ihm von Nutzen ist, da ist ja jener Schrecken nicht mehr ein Engel Satans; denn das hat man doch wohl noch nie gehört, daß ein Engel Satans kam, um einem Menschen zu nützen. Es ist nun nicht so, wie menschliche Weichlichkeit es vielleicht wünschen könnte, daß das höchste Leben ohne gefahrvolle Leiden ist, sondern es ist vielmehr so, daß ein Apostel niemals ohne Erklärung ist, niemals ohne Autorität.

So sind wir dem Worte zurückgefolgt zur Bibelstelle, dem biblischen Ausdruck zurück zu seinem Ursprung, dem Apostel Paulus, und stehen nun bei unserem Text, wie wir ihn gelesen haben. Hier ist er oft gelesen worden, wieder und wieder. Hier haben ihn die Schriftgelehrten erklärt;

wer möchte fertig werden, wenn er das Sinnreiche und Törichte nennen wollte, das gedient oder dienen gewollt hat, diese Stelle zu erklären, die, da sie nun einmal das Vorrecht hatte ein Rätsel zu sein, jedem eine günstige Gelegenheit, Bibelerklärer zu werden, zu bieten schien. — Hier hat ein in eitlem Leiden Bekümmerter es gelesen, bis er Trost fand nicht in Erbauung durch den Apostel, sondern in dem zufälligen Umstand, daß er genau an derselben körperlichen Krankheit litt, die der Apostel nach seiner Meinung mit dem Wort angedeutet haben soll. — Hier hat ein schwermütiger Jüngling es gelesen, jedoch er las sich nicht Trost aus der Schrift, sondern Angst in die Seele, so daß er nicht einmal den Mut hatte, einen nach der Erklärung zu fragen. Ach, er bekam vielleicht niemals eine Erklärung, aber diese Angst vor einem unerklärten Schrekken wurde ihm zum Dorn im Fleisch. — Hier hat ein selbstbestellter Apostel eine Beweisstelle gefunden, daß er Gottes auserwähltes Werkzeug war, denn er hatte ja einen Pfahl im Fleisch. — Hier hat ein in Feigheit Glaubender es gelesen und gemeint, daß solches nur einem Apostel geschah, nicht ihm, der ja in seinen eigenen Augen demütig genug war das Große nicht zu begehren, umso weniger als der Gedanke an das damit verbundene Leiden für seine Feigheit schon genug war. — Hier hat ein einfältiger Frommer es gelesen und es viele Male gelesen, aber niemals geglaubt, es eigentlich zu verstehen, weil er gering von sich selber dachte und seinen Leiden im Vergleich zu denen eines Apostels.

Das sei nun gesagt; aber ehe einer bei einem Apostel Trost in seinem Leiden und Führung in seinem Kampf sucht, durchforsche er sich selber, ob sein Leiden doch nicht mit einem Lächeln abgetan werden muß, ob das Leben ihn so ernstlich geprüft hat, daß es nicht ein Scherz ist, wenn er von einem Apostel geholfen sein will, ob er im Ernst

darauf vorbereitet ist, daß der Apostel nicht viele Augenblicke auf weltliche Sorgen zu verlieren hat, daß er ihn hurtig von dem Streit, der vielleicht dem Leidenden schon schwer genug vorkommt, hinausführt in den entscheidenden Streit, wo das Leiden hingehört, von dem der Apostel redet. Laßt uns niemals das Heilige mißbrauchen; und wie oft hat man nicht schon das Fleisch gepflegt, indem man den höchsten und stärksten Trost zur Linderung weltlicher Sorgen verwandte, ohne verstehen zu wollen, daß die Worte des Trostes erst noch tiefer verwunden müssen, ehe sie heilen können. Hat Gott je einen Pakt geschlossen mit einem Menschen im Aeußeren? Gilt es vielleicht von jedem Leiden, daß man Gott dafür danken soll, daß man in ihm nicht versucht wurde? Vielleicht auch von dem Leiden, in dem die Seele sich zum Glauben kämpft, oder von jenem, in dem der Glaube über die Welt siegt? Vielleicht auch von dem Schmerz, in dem die Hoffnung geboren wird, oder von jenem, in dem sie unerschütterlich wird? Vielleicht auch von der zehrenden Krankheit, in der die Selbstliebe ausatmet, bis die Liebe Gott erkennen lehrt; oder von dem Elend, in dem der äußere Mensch abblättert, bis der innere sich aus dem Vergänglichen hervorwickelt? Aber soll es nicht Weisheit heißen, so zu beten, soll vielmehr eine solche Weisheit bei ihrem rechten Namen genannt werden, soll sie Torheit heißen, die des Geistes Sinn verloren hat und nichts geistig verstehen kann; soll sie Feigheit heißen, die in schillerndem Mißverständnis glückselig werden und nicht wissen will, daß es ein Mißverständnis ist; soll sie Vermessenheit gegen Gott heißen, weil sie ihn umschaffen will, verleitet von menschlicher Jämmerlichkeit; soll sie Verrat an der Menschheit heißen, weil sie das Heilige um seine Bedeutung betrügen will, den Streitenden um Anderer Dank, den Sieger um seinen Lohn — da wäre es wohl besser, man redete anders von einem solchen Leiden. Man

warne davor, hier den Helden spielen zu wollen, hier Soldat für eigenen Sold, hier sein eigener Lehrer sein zu wollen, der des Leidens Grad bestimmt und den Vorteil berechnet, man warne davor, daß einer sich in selbstbeschworenem Streit versuche und nur zu neuer Eitelkeit komme, so daß das Letzte schlimmer ist als das Erste; aber da erinnere man auch daran, daß Leiden mitgehört, und daß keiner ohne Leiden in Gottes Reich eingeht. Allein daran erinnert zu werden ist eine Anweisung, daß nicht der Anfechtung Not unerwartet über einen komme wie ein Dieb in der Nacht, wie die Geburtswehen über den, der nicht ahnte, daß er ein Gebärender war. Das hat der Apostel getan. Selber ward er am schwersten versucht, denn er erfuhr Leiden, die bis dahin kein Mensch erfahren hatte, so gewiß als ja ein höheres Leben in einem Apostel war als in irgend einem früheren Menschen, was ja andeutet, daß auch die Leiden qualvoller waren; er erfuhr sie so, daß er nicht eines Andern Anweisung suchen oder durch eines Andern Erfahrung gestärkt werden konnte, aber da hinterließ er sich auch ein Zeugnis, und „der Pfahl im Fleisch" wurde zur Warnung, zur Erinnerung, daß ein Mensch doch allzeit in Gefahr geht, wo er auch gehe, daß selbst der, der nach dem Höchsten griff, doch nur darnach jagt verfolgt von jenem Engel Satans, dessen Angriff indessen wie alles dem Glaubenden zum Guten dienen muß.

Es soll aber die Rede dieses Mal nicht nach dem apostolischen Trost trachten, oder suchen einem zur Beruhigung zu reden, sondern sie will, wenn möglich, zum Schrekken reden. Denn es ist ein tiefer und unergründlicher Sinn im Dasein, eine von Ewigkeit her getroffene Uebereinkunft zwischen dem Irdischen und dem himmlischen Augenblick, ein wunderbarer Zusammenhang zwischen dem was zusammen gehört: Sorge und Trost. Wenn deshalb ein Mensch darüber klagt, daß da kein Trost für ihn ist, weil sein

Leiden über alle Maßen sei, hat dies seinen Grund darin, daß er Schrecken und Not nicht tief genug faßt, daß er doch lieber will, daß alles sich verwirre, und Zerstreuung sucht an der eitlen Linderung, daß da kein Trost war, als sich selber zu richten und sich zu demütigen unter die Zuversicht, daß es keine übermenschliche Versuchung gibt.

So wollen wir reden vom Pfahl im Fleisch.

(Schluß folgt.)

Nokturne / von Johann Senn*)

Traurig der Held
An höchsten Glückes Schwelle.
O seht das Flammenaug'
In Tränen brechen,
Wie ein gewaltig Weinen ihn
In Bächen
Verströmen will zumal
An selber Stelle! —

Trocken das Aug',
Der Geist strahlt wieder helle;
Fragt ihn die Braut,
Da muß der Stille sprechen:

*) Geboren 1792 in Pfunds, gestorben („im Trunke verkommen", wie die Marke der literarhistorischen Nüchternheit besagt) 1857 im Spital zu Innsbruck.

„Du sahst die Trauer sich
An dem Entzücken rächen,
O du,
Die meiner Wonne reiche Quelle!

Die Blume welkt,
Der Sturm knickt Bäumewipfel,
Des Feuers Lohe sinkt
Zum Aschenstaube:
Dem Tod verfehmet sind
Des Lebens Gipfel.

Dem Kind des Glückes dünkt
Das Glück vergänglich,
Den Goldgreif quält der Traum
Von blut'gem Raube,
Und wenn Entzücken trauert,
Glaub du es überschwänglich!"

2.

„„Und wenn Entzücken trauert,
Glaub' ich es überschwänglich.
Doch ist's ein Abglanz nicht
Von jenen Freuden,
Um die die Lebenden
Die Toten neiden,
Rein, ungetrübt
Und ewig unvergänglich?

Der Sinn ist für des Todes Grau'n
Empfänglich;
Dem Geist prangt dieser Erde Flur
In ihren Schmuckgeschmeiden
Ein Gleichnis nur
Der sel'gen Himmelsweiden,
Wo er lustwandeln wird dereinst,
Wie uranfänglich.

Der Sohn des Glückes soll darum
Sein Glück nicht missen,
Der Krösus schlummre sanft
Auf weichem Kissen,
Und dem Entzückten liege fern
Das Trauern.

Wohlan, die bunten Blumen blühen
Und glühen!
Des Feuers lohe Flammen sprühen
Und knistern!
Der Bäume schwanke Wipfel flüstern
Und schauern!" "

Gedichte / von Georg Trakl

In Hellbrunn

Wieder folgend der blauen Klage des Abends
Am Hügel hin, am Frühlingsweiher —
Als schwebten darüber die Schatten lange Verstorbener,
Die Schatten der Kirchenfürsten, edler Frauen —
Schon blühen ihre Blumen, die ernsten Veilchen
Im Abendgrund, rauscht des blauen Quells
Kristallne Woge. So geistlich ergrünen
Die Eichen über den vergessenen Pfaden der Toten,
Die goldene Wolke über dem Weiher.

Jahr

Dunkle Stille der Kindheit. Unter grünenden Eschen
Weidet die Sanftmut bläulichen Blickes; goldene Ruh.
Ein Dunkles entzückt der Duft der Veilchen; schwankende Aehren
Im Abend, Samen und die goldenen Schatten der Schwermut.
Balken behaut der Zimmermann; im dämmernden Grund
Mahlt die Mühle; im Hasellaub wölbt sich ein purpurner Mund,
Männliches rot über schweigende Wasser geneigt.
Leise ist der Herbst, der Geist des Waldes; goldene Wolke
Folgt dem Einsamen, der schwarze Schatten des Enkels.
Neige in steinernem Zimmer; unter alten Zypressen
Sind der Tränen nächtige Bilder zum Quell versammelt;
Goldenes Auge des Anbeginns, dunkle Geduld des Endes.

Die alte, alte Erzählung / von Desider Kosztolányi

In der Türe der Redaktion tauchte ein langbeiniger schäbiger Greis auf, verbeugte sich tief vor dem Diener, faßte den Redakteur unter den Armen und zwinkerte ihm vertraulich zu:

„Nur auf ein Wort!"

Der Redakteur wich zurück, ging weiter.

Der Alte aber stand dort, in der Mitte des großen Raumes, und merkte nicht, daß er allein geblieben war. Er hielt die knochige gelbe Hand noch immer dem Fortgegangenen entgegen. Dann blickte er sich um, hüstelte und seine welken Finger fielen müde und langsam auf den triefenden grünen Regenschirm zurück. Lange stand er so. Seine pergamentdünnen Ohren brannten und seine Augen glänzten. Rot geworden horchte er auf die Geräusche der Nebenzimmer und konnte sich in die Situation nicht finden.

Damals bekam ich sehr oft schüchterne Leute dieser Art zu Gesicht, die bei jedem Schritt stolpern, mit jedem Wort beleidigen, deren Zurückhaltung die größte Aufdringlichkeit ist. Sie beleidigen durch ihre Zuvorkommenheit und beklagen sich über die Zuvorkommenheit anderer. Es sind dies jene Leute, die den einzigen Stuhl im Zimmer unbedingt umstoßen, im Gasthaus die teuersten Gläser zerschlagen, sich auf frisch gestrichene Bänke setzen, schreien, wenn sie flüstern wollen, und immer die Schlafenden wecken, obwohl sie auf Fußspitzen schleichen.

Ich empfand Mitleid mit dem Alten.

„Sie wünschen?" fragte ich, indem ich auf ihn zuging.

„Ich möchte eine Erzählung, die ich geschrieben habe, hervorsuchen."

Ich lächelte. Ich hätte diesen alten Mann eher für einen

bizarren Propheten oder für einen weltfremden und menschenfeindlichen Philosophen gehalten als für einen Dichter.

Ich winkte dem Diener, er möge die alten Jahrgänge ausfolgen.

Der Greis huschte ins Vorzimmer, kauerte sich still neben einen Schreibtisch und versank ganz in die Durchforschung der alten Zeitschriften. Ich beobachtete ihn von der Seite. Er nahm die Pudelmütze ab, sein kahler Kopf glänzte sanft. Jetzt sah ich auch sein Gesicht deutlich. Welch interessante Augen er hatte! Aus diesen lichtgrünen Augen blickte eine ernste, leidende Seele, die von ganz außergewöhnlichen Trieben bewegt schien. Er war auch jetzt sehr aufgeregt und über und über rot. War wahrscheinlich zeitlich aufgestanden, um den zu früher Stunde abgehenden Zug zu erreichen, von dem er dann auf einem langen Weg gerüttelt und zermürbt worden war. Er hatte auch sicherlich nicht ordentlich zu Mittag gegessen, und der Kopf schmerzte ihn nun ein wenig. Aber er denkt dennoch nur an die alte Erzählung und wühlt fiebernd in alten, verstaubten Zeitungen. Ein sonderbarer Mensch. Auf seinen schwitzenden Händen wurde der jahrelange Schmutz zu Kot. Auch sein Gesicht war kotig. Seine Augen jedoch, die sanften, milden, halbwahnsinnigen Augen blitzten erschrocken von einem Blatt auf das andere. Er hatte die Erzählung noch immer nicht gefunden.

Ich wurde des Beobachtens müde. Schließlich kümmerte ich mich nicht weiter um den Alten und ging nachtmahlen. Als ich zurückkam, saß er noch immer in der Redaktion und ließ die Füße von einem Schreibtisch hinabbaumeln. Er begann mich nun schon überaus zu interessieren. Was mag er wohl von dieser alten Erzählung wollen? Warum ist sie ihm so wichtig? Fand er sie? Trotzdem ließ ich mich mit ihm in kein Gespräch ein. Telephonierte, schrieb meinen Artikel, rauchte eine Zigarette nach der anderen. Als ich aber spät nach Mitternacht aufbrach, um heimzugehen, stol-

perte er wieder vor mich hin und sprach mit beklommener, verschleierter Stimme:

„Ich fand sie nicht. Ich kann sie nirgends finden."

Ich sah ihn über die Schulter an:

„Haben Sie alle Jahrgänge durchgesehen?"

„Ja. Nicht bloß einmal. Ich fand sie dennoch nicht."

„Das ist unmöglich. Die Erzählung ist wohl nicht bei uns erschienen."

Der Greis lächelte:

„Doch. Ich erinnere mich ganz genau. Sogar an den Tag erinnere ich mich. Sogar an den Titel. Als sähe ich sie jetzt vor mir. Die schwarzen Buchstaben glänzten in der Maisonne. Vierzig Jahre ist es her. Ich zählte damals zwanzig Jahre."

Die Türe öffnete sich, ein scharfer kalter Luftzug stob durch das Zimmer und trieb die fiebrigen Rauchwolken, den sauren Geruch des Streusands und der Tinte, den Nachhall der Polemiken, die Fetzen ausgetauschter Gedanken und leidenschaftlicher Dispute, die noch immer unter der Decke flatterten, durcheinander. Auch der Diener war schlafen gangen. Wir waren allein, und mit einem Mal floh der Schlaf aus meinen Augen. Ein plötzlicher Entschluß fesselte mich an den Schreibtisch. Ich wollte das Schicksal dieses unbeholfenen Menschen werden, ihn mit trotzig gespannten Sehnen, mit zusammengepreßten Lippen, vor Anstrengung fast ohnmächtig, einem unbekannten Punkt näher bringen und — ich weiß nicht warum — mir seine geheimnisvolle, verwickelte Angelegenheit ganz zu eigen machen.

„Wenn ich diese Erzählung fände!" seufzte er und faltete die Hände. „Sie wissen nicht, was ich darum gäbe. Sogar mit meinem Leben wäre sie nicht zu teuer bezahlt! Meine ganze Jugend schrieb ich in diese Erzählung. Nun wandere ich schon lange umher, suche sie bei Tag und bei Nacht.

Und so kam ich auch hierher, auf die letzte Station. Hier muß sie sein!"

„Wovon handelte die Erzählung?"

Der Greis beschrieb mit einem Ausdrucke grenzenloser Liebe zwei große Bogen in der Luft und schloß die Augen.

„Man kann es nicht erzählen. Sie war schön. Sehr schön. Wunderschön! "

Schon stand ich bei den Regalen. Polternd warfen wir die ausgehobenen, von Staub und Rauch versehrten Bände, einen nach dem anderen, hinunter. Unsere Hände durchstöberten gierig, fast lüstern die Seiten und suchten zwischen den vergilbten Blättern mit sinnlosem Eifer und Keuchen das Leben eines Menschen; das, was ihm hievon noch wertvoll war, den letzten Fetzen, die letzte Lüge. Wir beeilten uns. Wie wir manchmal auf finsteren Gängen grundlos eilen, von Furcht getrieben, vor unserem eigenen Schatten flüchtend. Vielleicht fürchteten wir, daß uns der Morgen ereilen, ertappen und wegen der fruchtlosen Arbeit verlachen werde. Zigaretten und zerbissene Zigarrenenden fielen mit dunkler Glut zwischen unseren Zähnen hervor.

So verbrachten wir eine höllische Nacht. Wir wurden von dieser wilden Jagd ganz abgespannt, unsere Wangen eingefallen und unsere Lippen von den bitteren Streifen der Asche grau und schmutzig. Schließlich sanken wir todmüde auf das Sofa und starrten, des Mißerfolgs uns schämend, mit rot gewordenen Gesichtern vor uns hin.

Wir durchliefen auch die Inhaltsverzeichnisse. Von der Erzählung fand sich keine Spur.

Ich blickte den Greis an. Bebend und sehr artig, wie ein kleines Kind, wartete er. Die roten Fieberflecke waren von seinem Gesichte gewichen.

„Gehen Sie nach Hause," sagte ich, „vielleicht morgen . . ."

Der alte Mann rührte sich nicht vom Fleck.

„Ich muß sie finden . . . ich erinnere mich jetzt schon

an alles . . . erinnere mich ganz genau, . . . nun ist mir alles eingefallen."

Neugierig blickte ich zu ihm auf, und schon begann er zu sprechen:

„Es ist die Erzählung von einem blauäugigen und einem schwarzäugigen Jüngling . . . Diese zwei Jünglinge waren sehr gute Freunde . . . Doch dann gewannen sie beide ein Mädchen lieb. Lange wußten sie es nicht, denn sie lebten beide in einem Traumland."

Vornehm und leise sprach der Alte.

„. . . Der Blauäugige sah alles blau. Blau war ihm die Nacht, die Sonne, der Wald, blau war ihm alles. Sogar die dunklen Augen des Mädchens schienen ihm blau. Der Schwarzäugige hingegen sah alles schwarz. Sogar die blonden Haare des Mädchens. So wandelten sie neben einander, der eine in der blauen, der andere in der schwarzen Unendlichkeit; wandelten so lange, bis sie eines Abends vor einem Tore standen und erfuhren, daß sie sterben, auf ewig Abschied nehmen mußten. Und sie flüchteten in die Nacht der Kleinstadt, gelangten an das Ufer eines müden, wasserarmen Flusses, an dessen Ufer sie sich setzten und weinten. Ihre Seelen aber, ihre winzigen spröden Seelchen aus Glas zerbrachen klirrend, funkelnd, knisternd in tausend Stücke. Sie umarmten einander und sanken sterbend zwischen die Maiglöckchen."

„Schön . . ." sagte ich müde.

Der Alte geriet allmählich in Feuer. Ermattet hörte ich zu, und war mir darüber klar, daß ihn der giftige Morgen mit diesen Bildern narrte. So ließ ich ihn reden.

„Sie wissen nicht, wie schön das Mädchen war. Sein Haar war rostblond und seine Haut von porzellanener Weiße. Maria war ihr Name. Innig waren ihre braunen Augen, immer sah sie verwundert drein und blinzelte leicht, wenn sie ihre Blicke jemandem zuwandte. Aber dies verlieh ihr

noch mehr Reiz. Dieses leichte Blinzeln war der Duft, der unsägliche, ihres Gesichts, süßer Vanillenduft, einschläfernder Weihrauch. Ihr Kopf hingegen saß müde auf den göttlichen Schultern, als würde er von vielen weichen Polstern gestützt, als sei sie selbst ihres Kopfes, ihrer schönen Augen und ihres ganzen Lebens überdrüssig."

Ich fuhr zusammen. Dieser Mensch weiß nicht, was er spricht. Plötzlich wurde ich mir dessen bewußt, was mich so lange wach gehalten, was mich in dieses tolle Wachen, in diese ziellose Jagd getrieben hatte, und ich wäre gerne diesen sonderbaren Phantasten, der immer fieberhafter sprach, rasch los geworden.

Draußen dämmerte es schon schwach. Dem Fenster gegenüber erhob sich eine weiße Feuermauer und leuchtete uns in dem regungslosen Grauen direkt ins Gesicht. Ich sah die Lampe auf dem schmutzigen Gang im Todeskampf ringen, aufatmen, sterben. Die Stille war entsetzlich. Alles beherrschte die Stimmung der dämmernden Häuser, die sich erstarrend über alles legt, so daß nicht einmal die Wachen ein Geräusch zu verursachen wagen, sondern leise gehen und leise sprechen, als wollten sie selbst den Schlafenden ähnlich sein. Ich wischte mir die Stirne, gähnte.

„Legen Sie sich nieder, mein lieber Freund. Schlafen Sie sich aus. Diese Erzählung haben Sie ja jetzt erdacht."

Der Greis schreckte auf, sah mich mit weit aufgerissenen Augen an.

„Ja", sagte ich, „diese Erzählung haben Sie nie geschrieben."

Das Wort war verklungen. Das verhängnisvolle Wort. Alles war still und verstummt . . .

Der Alte protestierte nicht. Setzte sich auf einen Sessel, sein Kopf fiel auf den Schreibtisch nieder. Seine Tränen stürzten auf das Löschpapier neben die frischen Kleckse der

Tinte. Das Papier trank gierig die salzigen Tropfen . . .

Nie sah ich einen Bettler so bettelarm wie ihn.

Er saß dort, wie einer, der gar nichts hat; ausgepreßt, zerbrochen, vernichtet saß er dort und beweinte sein Leben, seine verflossenen, ergebnislosen, törichten Jahre und seinen einzigen schönen Traum, die Erzählung, die er nie geschrieben.

(Einzig autorisierte Uebertragung von Stefan J. Klein)

Hesperus / von Fritz Lampl

Was meine Seele für die Geliebten fürchtet
Im Getümmel der Tiefe, im Abgrund des Himmels,
Löse mit sanftem Segel der gütige
Vater der Schöpfung.

Denn im Blute der Welt schaffen die launischen
Priester des Wandels, sie wechseln die Schätze des Reichs.
Mächtig sinken Traumgestalten zur Erde
Und erstarren.

Aus dem Staub wird Gold der Vergänglichkeit,
Aus den Sternen Gestein, aus Ewigem Menschliches,
Aus den Tränen Gesang und aus des Aeolus Lied
Labsal der Herzen.

Der Bildungsphilister als Geistesrichter / von Carl Dallago

Nietzsche war es, der die eminent klärende Bezeichnung „Bildungsphilister" geprägt hat. Er darf auch mit diesem Wort noch als Prophet gelten, indem es offenbar erst unserer Gegenwart vorbehalten blieb, das Erfüllende dieses Begriffes hervorzubringen und es als Zeiterscheinung von monströsem Umfang zur Schau zu stellen. Es ist darum auch nur natürlich, daß einer, der vor allen berufen scheint, mit seiner Wenigkeit den gründlichsten Typ eines Bildungsphilisters zu repräsentieren, — daß Herr Otto Ernst das dringende Bedürfnis empfand, Nietzsche als falschen Propheten zu entlarven. Und so hat er denn etwas verbrochen, das einer Kampfschrift zum Verzweifeln ähnlich sieht, in Wahrheit aber das ergötzliche Schauspiel bietet, wie sich der Unternehmungsgeist des Bildungsphilisters auf Plattfüßen durch die Welt des reinen Geistes bewegt. Schließlich erkennt man: so bewegt sich der Bildungsphilister wohl überhaupt, wenn er Geist zeigen will, indem er sich am Geist vermißt. Kein Wunder also, daß Herr Otto Ernst, den Spuren des Geistesmenschen Nietzsche folgend, fortwährend Denkfehler, Unverstand und Unsinn aufstöbert. Dies geht so weit, daß in ihm, dessen gesund entwickelter Hausverstand außer Frage steht, sogar der „unheimliche Verdacht" auftaucht, Nietzsche habe über manche Dinge gesprochen, „ohne recht zu wissen, was man darunter versteht." Bravo! Denn wenn einer schon zu nichts anderem taugt als die Erfüllung dessen zu verkörpern, was im „Bildungsphilister" an blamablen Möglichkeiten vorgesehen ist, dann ist es nur in Ordnung und des Beifalls wert, daß er zuletzt auch seinen Reichtum an Beschränktheit noch für Geist ansieht.

*

Ich beabsichtige natürlich nicht, Nietzsche gegen einen Otto Ernst zu verteidigen; es wäre lächerlich. Der Geist behauptet sich schon dadurch, daß er dem Bildungsphilister im Wege ist; dem Geist hingegen ist der Bildungsphilister nie im Wege. Nicht also um Nietzsche in Schutz zu nehmen,

erörtere ich diese Schrift, sondern um das Bildungsamt, das sie ausübt, zu beleuchten und an einem besonders drastischen Beispiel zu zeigen, wie komisch es ist, wenn der Bildungsphilister über den Geist urteilt und diesen abschlachtet. Es könnte allerdings zunächst so scheinen, als treffe auf Herrn Ernst zu, was er in kindischem Tiefsinn über jenen Soldaten des Marcellus philosophiert, „der den sinnenden Archimedes erschlug“: er war, meint unser neuster Nietzschetöter, „in jenem Augenblick der Mächtigere; aber war er es in Wahrheit und auf die Dauer?“ Nur verhält es sich eben so, daß jener Soldat auch nicht einen Augenblick lang dem Archimedes gegenüber der Mächtigere war, was der geistige Mensch dadurch erwiesen findet, daß Archimedes *sann*, als der Soldat ihn erschlug; während die Tat des Soldaten in Wahrheit und auf die Dauer verbleibt, was sie von Anfang war: etwas, das das Mächtigere in Archimedes erst sinnfällig herausstrich und verewigte. Aber der Bildungsphilister versagt hier wie überall, wo es auf eine geistige Wertung ankommt. Darum kann er auch nicht salbungsvoll genug auftreten und muß sich stets hinter irgend einer Moral verschanzen. Nur so mag es ihm gelingen, sich selber über die Beschränktheit, Ungeistigkeit und Unerschlossenheit, die ihm als Menschen eignen, hinweg zu täuschen.

Was der Bildungsphilister vom Schaffen eines Geistesmenschen aufnimmt, sind nicht dessen Gedanken; denn diese finden nicht Platz in ihm. Ein jeder versteht die Gedanken eines anderen aber nur so weit, als er fähig ist, sie in sich aufzunehmen. Der Bildungsphilister versteht demnach nie den Geistesmenschen. „Nietzsche der falsche Prophet“ bezeugt es auf jeder Seite. Wie da der Ungeist des Bildungsphilisters mit den Gedanken eines Geistesmenschen umspringt, sollte man nicht für möglich halten, wenn man es nicht schwarz auf weiß vor sich hätte. Da wird z. B. aus dem Werke Nietzsches der Satz herausgenommen: „Wer uns das Wesen der Welt enthüllte, würde uns allen die unangenehmste Enttäuschung machen“ (ein Satz, der in solcher Perspektive natürlich seine Klarheit einbüßt) und die Bemerkung dazu gemacht: „Das ist allerdings ein Satz, der sich mit Verachtung der Logik glänzend verträgt. Man beachte die geradezu monströse Leichtfertigkeit des Diktums“. (Ich

beachte hier nur die Wortblasen, die die Aufgeblasenheit einer Beschränktheit hervorbringt.) Oder es wird Nietzsche nachgesagt, er habe versucht, „Affen zu Menschen zu erziehen", eine Erkenntnis des Herrn Ernst, die ihm den Ausruf entlockt: „Mit tiefem Schreck bemerkt man hier, daß er den großen Engländer, den er einen ‚achtbaren mittelmäßigen Engländer' nennt, daß er Charles Darwin verstanden hat wie ein kleiner Dorfpfarrer im dunkelsten Tirol". (Ich bemerke — zwar ohne Schreck, da ich es längst bemerkte — daß auch der kleinste Dorfpfarrer im dunkelsten Tirol rein geistig genommen höher steht als der Bildungsphilister von Großflottbeck.) Oder es wird aus dem „grenzenlos überspannten Idealismus" Nietzsches der Satz hergeleitet: „Werde fort und fort der, der du bist — der Lehrer und Bildner deiner selber", und tölpelhafter Weise die Frage aufgeworfen: „Heißt das: Wenn du ein Lump bist, werde ein Lump?" Aber was ist das gegen ein Urteil wie dieses: „Hebbels Dietrich von Bern, der mächtigste Herr und Held der Erde und ein Christ, dient um eines Gelübdes willen sieben Jahre dem Hunnenkönig. Es ist keine Leistung nach meinem Geschmack; aber gegen diesen Dietrich, Nietzsche, ist dein Cäsar Borgia ein Floh!" Oder Herr Ernst zitiert den Satz: „Die vornehme Seele hat Ehrfurcht vor sich", um in die Worte auszubrechen: „Worte, Worte, was besagen sie?" Und rügt an anderer Stelle: „Wie wenig dieser Denker seine eigenen Gedanken durchdachte, mit welcher Unbewußtheit er ihnen selbst ins Gesicht schlug", usw., und dann: „Er war ein Herostrat, wenn nicht aus Eitelkeit, so doch aus Leichtsinn und Irrsinn. Aber er hat den Tempel der Moral nicht niederbrennen, er hat ihn nur anschwärzen können". Doch kommt in diesem Schulmeister bisweilen auch der Humorist zum Durchbruch: „Es gibt Spielzeuge von Gummi, die allerlei tierische und menschliche Gestalten darstellen und die man durch ein Röhrchen zu kraftstrotzender Fülle aufblasen kann. In jedem Hörsaal, wo über Nietzsche gelesen wird, sollte man solch ein aufgeblasenes Menschenbild aufhängen und darunter schreiben ‚Nietzsches Uebermensch'." Und schließlich gesteht dieser Possenreißer noch (nachdem er Nietzsche ein Lob gespendet hat, das für den Gimpelfang gerade ausreichen mag) mit der Ahnungslosigkeit eines Menschen, dem jegliche Selbsterkenntnis mangelt: „aber

nicht die geringste Achtung empfand ich vor den Ergebnissen und Konsequenzen seiner Philosophie, noch vor der Methode seines Denkens, und mit vollem Bewußtsein machte ich sie und ihre Verehrer zum Gegenstand meiner Satire." Denn daß man eine Ahnung von satirischer Begabung haben muß, um eine Satire schreiben zu können, kommt diesem Voll- und Selbstbewußten nicht im geringsten zu Bewußtsein.

*

Ein Bildungsphilister vom Schlage Otto Ernsts spricht sich natürlich auch die Fähigkeit zu, etwas verspotten zu können. So lebt er ganz ernstlich in der Einbildung, in einer „Komödie" wie seiner „Jugend von heute" den „Nietzscheanismus "verspottet zu haben. Aber ich bin mir gewiß, auch dieses Stück, das ich zu kennen nicht begehre, enthüllt seinen Autor nur als das, was er verächtlich auf Andere münzt: als „ein Jammerhäufchen, das auf ‚Persönlichkeit' pocht." Denn dieser Ernst, der sich und die Welt bekanntlich immer heiter nimmt, platzt förmlich vor aufgeblähtem Selbstbewußtsein und glaubt einem Alois Riehl, für den Nietzsches Moral „keine Moral des Glückes" ist und der sehr schön zu sagen weiß, daß bei Nietzsche das Leben soviel wie „Instinkt für Wachstum" bedeute, entgegnen zu müssen: „Ja, ist denn das kein Glück?. . . ‚Es gibt kein stolzeres und tröstlicheres Glück als Wachsen', das habe ich schon vor 20 Jahren in meiner Novelle ‚Der Karthäuser' gesagt, als ich von Nietzsche wenig mehr als den Namen kannte." Dieser gravitätische Simpel meint tatsächlich, daß das „Wachsen" hier und das „Wachstum" dort ein und dasselbe sei; er ahnt nicht, daß ein Wort erst sein Leben von dem empfängt, der es ausspricht, daß daher das Wachsen, das dem Bildungsphilister stolzestes und tröstlichstes Glück ist, dem Geistesmenschen ungefähr das Gegenteil von Wachstum bedeuten muß.

Wer aber nach all dem noch zweifeln sollte, daß der Bildungsphilister völlig versagen muß, wenn er über einen Geistesmenschen urteilt, der vergegenwärtige sich das Aussehen Nietzsches und verweile dann vor dem etwas saloppen, aber ungeschminkt charakteristischen Bild in Staackmanns „Taschenbuch für 1913", das uns Otto Ernst als „Strand-

läufer von Sylt" vorführt.*) Man wird sich — abgesehen von der spontanen Wirkung des Bildes auf die Geruchsnerven — sofort darüber klar sein, daß dieser Strandläufer sich gewiß keine Gedanken „ergeht", mögen auch seine Waden ausdrucksvoller sein als sein Gesicht. Wer wollte im Anblick dieses Conterfeis noch daran zweifeln, daß ein „Denker" vom schwammigen Aussehen Otto Ernsts niemals dasselbe meinen kann wie ein Geistesmensch vom Gepräge Nietzsches, auch wo sie beide dieselben Ausdrücke verwenden. Wer wäre so blind, daß sich ihm nicht auf den ersten Blick die Wesensdistanz zwischen den Beiden aufdrängte! Und diese Distanz muß sich naturgemäß auch in beider Begriffsbildungen zur Geltung bringen, so daß beispielsweise ein jeder von ihnen nur das als gut oder schlecht bezeichnen kann, was er als gut oder schlecht begreift. Aber das Begriffsvermögen des Bildungsphilisters ist eben in der Regel dort zu Ende, wo das Begreifen des Geistesmenschen erst entscheidend einsetzt. Was zur Folge hat, daß die Begriffe, die der Bildungsphilister sich von gut und schlecht gebildet hat, in keinem Falle ausreichen, um das „Gut und Schlecht" oder das „Gut und Böse" des Geistesmenschen auch nur annähernd zu begreifen.

*

Der Bildungsphilister ist aber nicht nur beschränkt, er ist auch skrupellos. So meint er: „Nietzsche war in seiner Kritik des Christentums ganz ernsthaft unehrlich, vielleicht sagt man richtiger: krankhaft unehrlich." Und er zitiert: „Wer Theologenblut im Leibe hat, steht von vornherein zu allen Dingen schief und unehrlich" und macht damit in halbverdeckter Weise Nietzsche den Vorwurf ererbter Unehrlichkeit. Daß dieser Vorwurf Nietzsche im Hinblick auf dessen Kritik des Christentums gemacht wird, erweist freilich wiederum die ganze Beschränktheit des Bildungsphilisters, der seinen Behauptungen mit Verdächtigungen das fehlende Rückgrat zu ersetzen wähnt. So heißt es ein andermal: „Wir kennen Nietzsches fanatischen Haß gegen das Christentum, und zwar nicht etwa gegen das Christentum von heute,

*) Am Schlusse einer Satire „Die Staackmänner" jüngst auch in Nr. 398 der „Fackel" reproduziert. (D. Hg.)

sondern gerade gegen diese Lehre in ihrer ursprünglichen christlich-pauliniſchen Gestalt". Und: „Seine Beschimpfungen des Christentums und des Judentums und ihrer Anhänger — er war wohl überhaupt der größte Schimpfkünstler der Weltliteratur — sind so entsetzlich, daß sie wie Satanismus berühren." Und schließlich verweist er noch auf „die von Nietzsche so wild gehaßte Lehre des Bergpredigers," ohne zu bedenken, daß wer den Bergprediger den „edelsten Menschen" genannt hat, dessen Lehre nicht wild gehaßt haben kann. Den bildungsphilisträsen Christen von heute jedoch, dem das Christentum eine weltliche Bildungsanstalt ist, der es zu seiner Welt macht, um es in der Welt gut zu haben, muß die unvergleichlich überlegene Gegnerschaft eines Geistesmenschen (der doch immer eine Geisteswelt — die Welt seines Innern — dem zu feilster Welt gewordenen Christentum entgegenstellt) freilich empören, weil ihn solche Gegnerschaft, so oft er ihrer gewahr wird, aus seiner scheingeistigen Stellung wirft; darum auch mag sie ihn wie „Satanismus" berühren, was wiederum zur Folge hat, daß er sich gedrängt fühlt, die überlegene Macht ihres Ausdrucks als „Schimpfkunst" anzuschwärzen. Ein philisträser Unhold dieser scheinheiligen Art erblickt eben aus Sorge um die eigene Geltung in der Tat eines Geistesmenschen nur allzugerne Satansdienst.

Aber schon ein einziges Wort Nietzsches wie dieses: „Jesus stellte ein wirkliches Leben, ein Leben in der Wahrheit jenem gewöhnlichen Leben gegenüber" bringt ihn und seine Erkenntnis dem Geiste Christi um so viel näher, als es von diesem den Bildungsphilister entfernt. Auch war zweifellos das Leben Nietzsches unvergleichlich mehr ein Leben in der Wahrheit, als es das Leben des Bildungsphilisters jemals sein kann. Und wenn dieser gegen jenen die Lehre Christi in Schutz nehmen will, berührt es, wie wenn ein frecher Eindringling sich zum Schirmer eines Hauses gegen dessen rechtmäßigen Bewohner aufwerfen wollte.

(Hier mag es sich geziemen, auf das Werk „Der einsame Nietzsche" von Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hinzuweisen, das schon mit seinem biographischen Material genügend dartut, daß das Wesen Nietzsches trotz aller Feindschaft gegen das Christentum als Weltreligion — ja vielleicht eben dieser Feindschaft wegen — mit dem Christlichen Christi noch

immer mehr zu tun hat als die scheingeistige Art des Bildungsphilisters. Hier sei auch gesagt: Nietzsche einigermaßen gerecht werden, setzt voraus, daß man gelernt habe, die Redlichkeit des schöpferischen Geistes zu verstehen. Doch diese Redlichkeit verstehen, lernt der Bildungsphilister nie. Wenn er sich trotzdem herausnimmt, gegen einen schöpferischen Menschen, gegen den Geistesmenschen loszuziehen, so ist zwar nicht weiter verwunderlich, daß dabei eine in geistiger Hinsicht so unanständig unstatthafte Leistung wie „Nietzsche der falsche Prophet" zustande kommt, aber es ist schließlich auch seine unbeträchtliche Privatsache, die der Verfasser einer solchen Schrift in seiner Dumm-Dreistigkeit vor der Oeffentlichkeit verficht. Einigermaßen Gewicht erhält die Sache erst dadurch, daß Herr Ernst anscheinend legitimiert ist, in seinem Vorwort zu betonen: „Eine besonders angenehme Pflicht ist es mir, den Herren Geheimrat Prof. Dr. Rudolf Eucken, Prof. Dr. Ferdinand Tönnies, Prof. Dr. Wilhelm Weigant und Prof. Dr. Theobald Ziegler für die liebenswürdige Durchsicht der Korrekturbogen dieses Büchleins meinen wärmsten Dank auszusprechen." Ich weiß zwar von diesen Herren nichts als daß sie sogenannte Zierden der Philosophie als Wissenschaft sein sollen und daß der Erstgenannte sogar einmal den — literarischen Nobelpreis erhielt. Aber das hindert mich nicht, den vier Gelehrten, die sich dem Strandläufer auf seinem Weg ins Uferlose seines philosophischen Ehrgeizes als ein Glückskleeblatt darboten, zu erklären, daß sie mit ihrer „liebenswürdigen" Schützenhilfe für die Ziele des Bildungsphilisters sich selber als Bildungsphilister in einer Weise bloßgestellt haben, die kaum mehr gut zu machen sein wird. Denn wenn man ihnen selber schon nicht jenes Maß von Beschränktheit zutrauen mag, das sich in diesem „Büchlein" kundgibt, so bleiben sie doch Mitschuldige in dem Sinne, daß sie solche Beschränktheit unterstützten, vermutlich in der eitlen Hoffnung, die mißliebige Ueberlegenheit eines Geistesmenschen dadurch schädigen zu können. Wie sollte man sich sonst auch ihre Mithilfe erklären!)

*

Besonders ergötzlich wirkt es, wenn der Bildungsphilister schreibt: „Der Bildungsphilister von heute ist ‚unentwegter'

Nietzscheaner". Denn die Wortmaskerade nützt ihm nichts; er ist und bleibt der Bildungsphilister, den Nietzsche „unentwegt" gebrandmarkt hat. So daß es im Grunde leicht zu begreifen ist, wenn er jammert: „Die entsetzliche geistige und moralische Verwilderung einer gewissen Kritik und Polemik, die alle Forderungen des Rechtes und der Ritterlichkeit unter die Füße tritt, ist zum guten Teil Nietzscheesche Schule und hängt aufs innigste zusammen mit der Anschauung, daß einer starken Individualität alles erlaubt sei, *auch dann, wenn die Stärke dieser Individualität ausschließlich auf Selbsteinschätzung beruht.*" Was hier dem Bildungsphilister unbegreiflich ist, ist aber nur zu wahr: Die Stärke der Individualität beruht tatsächlich auf Selbsteinschätzung; ja ausschließlich auf Selbsteinschätzung, indem diese so wichtig für die Stärke der Individualität ist, daß alles andere nebensächlich wird. Freilich darf es sich — dem Bildungsphilister muß man das betonen — hier nur um *richtige* Selbsteinschätzung handeln, um die *Fähigkeit*, sich selber zu werten. Es setzt Selbsterkenntnis voraus, ein Gewahrwerden seines Selbst bis hinauf zu einem Nicht-zuende-erkennen, bis zu einem Nicht-zuende-Gewahrwerden dieses Selbst. Also: bis zum Nichtmehr-erkennen seines Selbst vor Selbsterkenntnis. So ist die Selbsteinschätzung sicher eine tiefste geistige Bewegung und ein Schwerstes; sie erteilt in der Tat die Erlaubnis zu allem, das heißt: sie empfängt die Erlaubnis zu irgendeiner Entschließung nur von sich selber, von innen her und nicht von außen. Und je stärker eine Individualität ist, desto mehr ist ihr erlaubt. Nämlich: desto mehr ist *sie es*, die erlaubt, und nur sie.

Der Bildungsphilister hingegen schlüpft in eine überkommene und deshalb — wie er hofft — auch angesehene Moral, wie in ein geistliches Gewand, das er mit pomphaftem Gehaben durch seine weltliche Praxis trägt. Und wiehert dabei den Geist an, etwa so: „Man kann eine Entwicklung, ein Werden innerhalb des einzelnen Menschenlebens nicht schroffer ausschließen, als es" — nun als es die folgenden Aussprüche Nietzsches tun sollen: „Alles Gute ist Instinkt". „Alles Gute ist Erbschaft". „Vornehmheit ist nicht zu improvisieren". „Vornehme Menschen — Menschen des Instinkts."

Dafür ist dieser Bildungsphilister aber auch „18 Jahre lang Lehrer gewesen" und hat es „nie über sich gewinnen können, die Schwachen sinken zu lassen". Denn es war ihm „grenzenlos interessant, sich mit den Schwächeren und Schwächsten zu befassen, und Schritt für Schritt und Mittel für Mittel zu versuchen, um in sie einzudringen." Sein „Herz ließ sie nicht los". Er „hatte das unaustilgbare Gefühl: Was hilft aller Glanz des Genies, wenn die anderen nicht soweit wie möglich mitkommen?! Den Lehrer, den deutschen zum mindesten, kennzeichnet das ungeheure Verantwortlichkeitsgefühl: Ich habe nicht an einzelnen Menschen, sondern an der Menschheit zu arbeiten. Und das ist höher und herrlicher als irgend ein Nietzscheanismus."

Welch ein goldenes deutsches Philisterherz, das „diese ‚Gehirnschweinerei', wie es Hermann Bahr so lustig nennt" — und Bahr mag da Bescheid wissen, er hat aus seiner „Schwäche" für Otto Ernst auch nie ein Hehl gemacht — so stolz und unbedenklich von sich gibt! Da versteht man erst, daß dieser weitherzige Freund der Menschheit „vom ersten Augenblick seiner Bekanntschaft mit Nietzsche bis heute das spontane, nicht zu unterdrückende Gefühl" gehabt hat, „daß die Philosopheme dieses Mannes aus einem engen, allzu haßbereiten Herzen kommen." Und man findet es begreiflich, daß er das nicht zu unterdrückende Bedürfnis fühlt und stillt, die Menschheit endlich über seine eigene Bedeutung aufzuklären, so daß sie 's ein- für allemal schriftlich hat: „Ich bin in der modernen Literatur vielleicht die sichtbarste Inkarnation dessen, was unsre Nietzscheaner am tiefsten hassen: ich bin ein entwicklungsfroher Schriftsteller mit einem Gewissen, bin Philister in dem Sinn, in dem es Goethe war, bin bewußter Goethephilister und will es ewig, ewig bleiben."

*

Man merkt schon: der Bildungsphilister neigt auch zur Verzücktheit. Und wer es nicht schon den durchgeistigten Zügen des Strandläufers von Sylt angesehen hat, der erkenne es aus seinen seelenvollen Beteuerungen, deren einer zufolge er „bei Beethoven'schen und vielen anderen

Kompositionen Entzückungen erlebt, wie sie ein Mystiker kaum erschütternder erleben könnte, Entzückungen, die man schon Verzückungen nennen könnte." Da gibt's nichts zu bezweifeln, zumal er beruhigend hinzufügt, daß er „dabei aber niemals die Notwendigkeit eines intellektuellen Opfers empfunden habe." Was man dem Bildungsphilister ohne weiteres glauben darf; denn der kluge Mann baut vor und verfällt beileibe nicht in Fehler wie diese: „Unsere Individualisten machen nämlich den ungeheuren Fehler, daß sie das Individuum zu schroff von der übrigen Menschheit abtrennen, daß sie das Individuum bei seiner Epidermis aufhören lassen." Der Bildungsphilister als Individualist gestattet eben nur soviel: „Gewiß darf ein Mensch sagen: Ich und die anderen Menschen, aber mit nicht mehr Recht, als eine Zelle unseres Körpers sagen dürfte: Ich und die anderen Zellen. Der Einzelmensch ist eine Zelle der Menschheit, und die Menschheit ist eine Zelle des Universums. Darum haben Menschen, die nicht sogenannte ‚moralische Idioten' sind, ein Menschheitsgefühl."

Also so sieht das Subjekt aus, das eine Zelle der Menschheit ist! Wirklich sehenswert. Man beginnt zu begreifen: Wenn einer als Individuum ohne Gefühl ist, dann pumpt er sich voll mit Menschheitsgefühl. Aber er tut noch ein Uebriges und versichert: „Ich habe die großen Dichter und Denker der Weltliteratur recht gut verstanden . . ., ich habe diese Homer, Plato, Aristoteles, Dante, Shakespeare, Spinoza, Kant, Goethe, Schiller usw. usw. im Innersten genossen und erlebt; soweit diese Genien innerster Besitz der Menschheit geworden sind, sind sie auch mein Besitz geworden." Soweit ja, aber nicht weiter. Das heißt: er hat sie überhaupt nicht verstanden, wenigstens in Hinsicht auf das Entscheidende, in Hinsicht auf ihr *Geniales* nicht. Denn das Genie als erschlossenes Menschentum ist niemals innerster Besitz der Menschheit als solcher geworden, und schon gar nicht einer Menschheit, die eine Zelle des Universums ist. Denn das Genie ist keine Zelle, sondern tiefstes Leben, das höchstens aus jenen Zellen, die gleichbedeutend mit den Einrichtungen und Schutzvorrichtungen der Menschen sind, wie aus Käfigen ausbricht. Wer wie der Bildungsphilister nur eine leere Zelle ist, kann dieses Ausbrechen freilich nie verstehen, weil er das dazu gehörige Leben nirgends

in sich vorfindet. Ihm nützt aber auch kein Menschheitsgefühl.

Kein Wunder also, daß auch der Pächter des Menschheitsgefühls von Großflottbeck das Genie, diese tiefste Konzentration der ausbrechenden oder schöpferischen Kraft, nie verstehen kann; ja er versteht überhaupt die schöpferische Kraft nicht, er versagt vor Natur und Leben. Auch vor Natur und Leben des Kindes. „Appelschnut" — eines der albernsten Kinderbücher („Ein Schfffff-schiff!!!" steht da zu lesen und dort „Ein Schschf-fisch!") — ist der sprechendste, oder richtiger der lallendste Beleg dafür. Dergleichen festzustellen war bisher belanglos; doch jetzt, da sich der üppige Spießer als Zelle der Menschheit gleichsam von der Breitseite auf den Geist stürzt, ist man versucht, auf einige seiner früheren Produkte zu verweisen.

Ich kenne da noch eine Anthologie „Die heilige Erde", die samt ihrem Untertitel „Ein Hausbuch für freie Menschen" schon nach dem Ernst, der sie vermutlich ins Leben gerufen, röche, auch wenn dieser mit seinen poetischen Erzeugnissen nicht so reich vertreten wäre. Er spricht auch das Geleitwort, in dem es heißt: „In meiner Seele haben Kunst und Wissenschaft niemals miteinander in Streit gelegen, niemals ist mein wissenschaftliches Denken durch die Kunst anders als günstig beeinflußt worden . . . Einzelne Kunstwerke mögen durch die Wissenschaft überholt und aufgehoben werden, die Kunst kann niemals überholt werden; sie fliegt immer voraus. In der großen Armee des Kulturfortschrittes ist sie gleichsam die Kavallerie, die vorausprengt; und die dabei wunderbare Husarenstücke vollführt." Man sieht, der Mann ist auch hier nicht faul; er hat überdies einen Geistesgenossen in einem, der das Nachwort hält und der sich im Folgenden auch nicht übel ausläßt: „Die Menschheit ist in ihrer religiösen Entwicklung viel weiter, als die orthodoxen Kleingläubigen glauben machen wollen . . . Hoffen wir nur, daß die Kunst sich ihrer entwicklungsgeschichtlichen Aufgabe immer deutlicher bewußt werde; denn eine neue Menschheit braucht eine neue Kunst." In dieser Dicke geht es fort. Und schließlich drückt der Nachredner Herrn Otto Ernst noch seinen herzlichen Dank für dessen tatkräftige Unterstützung aus.

So unterstützt der Bildungsphilister, insoweit er selber ein entwicklungsfroher Schriftsteller ist, der, wie wir sahen, beileibe nicht so engherzig ist, den Vergleich mit Goethe zu

scheuen, tatkräftig Kunst und Dichtung. Auch in der Nietzsche-Schrift. Er zitiert da z. B. ein „dunkles" Gedicht der Else Lasker-Schüler, das zu begreifen er sich naturgemäß vergeblich angestrengt hat. Es lautet:

Leise sagen —

Du nahmst dir alle Sterne
Ueber meinem Herzen.

Meine Gedanken kräuseln sich,
Ich muß tanzen.

Immer tust du das, was mich aufschauen läßt,
Mein Leben zu müden.

Ich kann den Abend nicht mehr
Ueber die Hecken tragen.

Im Spiegel der Bäche
Finde ich mein Bild nicht mehr.

Dem Erzengel hast du
Die schwebenden Augen gestohlen.

Aber ich nasche vom Seim
Ihrer Bläue.

Mein Herz geht langsam unter
Ich weiß nicht wo —

Vielleicht in deiner Hand.
Ueberall greift sie an mein Gewebe.

Ueber dieses Gedicht hat, wie man erfährt, ein deutsches Landgericht anläßlich eines Prozesses das folgende Urteil gefällt: „Der erste und unmittelbare Eindruck, den der Leser aus der Lektüre dieses Gedichtes gewinnt, ist das Gefühl der absoluten Verständnislosigkeit . . ." Als besonders unverständlich rügte das Gericht das Bild: „Ich kann den Abend nicht mehr über die Hecken tragen". Als Gesamtergebnis sieht es in dem Gedicht „nicht nur eine bisweilen an völlige Unverständlichkeit grenzende Unklarheit, sondern vor allem eine Formlosigkeit, die unästhetisch und teilweise sogar abstoßend wirkt." So daß „für den auffallenden Mangel an vernünftigen Sinn nicht einmal eine schöne Form entschädigt". „So sind" — heißt es weiter — „beispielsweise die drei vorletzten Verse von einer außerordentlichen Trivialität, und der Schlußvers ist im höchsten Grade geschmacklos."

„Das Urteil schließt mir damit", berichtet der Bildungsphilister, „daß die Mängel des Gedichtes so kraß und so

sehr in die Augen fallend seien, daß sich jedem gebildeten und mit Empfänglichkeit für Poesie begabten Leser einer Zeitung ohne weiteres die Ueberzeugung von der Wertlosigkeit dieses Geistesproduktes aufdrängen müsse."

Nun ist von einem deutschen Gerichtshof, so grotesk dieses Urteil auch ist, nicht zu verlangen, daß er ein Verständnis für Kunst und Dichtung aufbringt. Staats- und Rechtsanwälte sind noch keine Kunstanwälte. Der Gewaltakt aber, den die Justiz der Dichterin gegenüber zweifellos beging, liegt zunächst schon in der Zulassung völlig Unbefähigter zur Urteilsfällung. Jeder Schuster bekommt einen Fachmann beigestellt, wenn es sich in einem Streitfalle um die Bewertung seines Stiefels handelt; ein lyrisches Gedicht aber — also ein Irrationalstes — das, je mehr es Gedicht ist, umso mehr auch als Sachverständigen einen erschlossenen Menschen — also ein Seltenstes — erfordert, wird kurzerhand Juristen, also rationalistischen Berufsmenschen, zur Beurteilung vorgelegt. Mit besserem Rechte könnte man sich von beliebigen Bauern ein Urteil über Latein holen.

Daß der Bildungsphilister diesem juristischen Schildbürgerstückchen lauten Beifall zollt, ist eben Bildungsphilistertum, nichts weiter. Das freut sich noch, wenn der Geist ausgewiesen wird, und getraut sich nun erst recht seinen Ungeist überallhin auszuspucken. So besteht das „Erfreulichste" an diesem Urteil für Herrn Otto Ernst darin, „daß hier eine Laieninstanz frisch und unbefangen über ein literarisches Produkt urteilt und sich nicht für künstlerisch unzuständig erklärt. Wollte Gott, daß in Deutschland die Laien immer so klar und entschlossen ihre Meinung sagten!"

Man spürt: so ein frohgemuter Rohling bedarf der geistigen Oede eines „normal" empfindenden Publikums, das Poesie abstoßend findet, um *seine* „geistige" Produktion einzubürgern. Eingebungen wie diese: „Ich kann den Abend nicht mehr über die Hecken tragen" — ein Bild, das völlig unnormal, doch wundervoll die große Müdigkeit zum Ausdruck bringt, von der die Grundstimmung des „inkriminierten" Gedichtes beherrscht ist — sollen verschwinden, um der aufdringlichen Art des Bildungsphilisters Platz zu machen, der sein „Menschheitsgefühl" in schlechten Versen wie einen quitschenden Karren durch die „heilige Erde" kutschiert, bis der poetische Spektakel zuguterletzt sich gar

zu einer „Sinfonia religiosa“ auswächst, der er das Tempo „allegro ma non troppo“ vorschreibt.

Diese „Sinfonia religiosa“ nun, über die noch kein deutsches Gericht ein Urteil fällte, zeigt uns den Strandläufer von Sylt in der letzten Verklärtheit seines gottbegnadeten Sehertums: „Auf einem sonnigflimmernden Strome lag ein großes Schiff mit schimmernden Segeln, und auf dem Verdeck stand ich und blies die Flöte. Ich blies stark und süß, jauchzend und flehend, lockend und frohlockend. Meinen Odem trieb eine höhere Gewalt; ich lauschte selbst voll Entzücken dem Geiste, der auf meiner Seele spielte. Zum ersten Mal fühlt' ich es wahr und wahrhaftig, daß es Kunst war, was mir aus dem Herzen strömte.“ Bei diesem Spiel, das sich der Geist mit ihm erlaubt, gerät der begeisterte Musikus in immer erhabenere Zustände der Verzückung: „Seht auf jener Wolke die selige Anmut Mozarts!“... „Beethoven, Beethoven, seht ihr's?“... „Schaut hinauf — der Vogel da — trägt er nicht Goethes Liederlust auf den Schwingen?“... „Schau doch — da, das Licht — weißt du noch? — als wir am Abend spielten ‚Fli-Fla-Fledermaus'!“ ... „Das drängte mir“, bekennt er ergriffen, „das Herz gewaltig gegen die Rippen, und es war mir, als ob die Gewalt meines Herzens das Schiff vorwärts drängte auf seiner Bahn.“ Und schließlich weiß er sich vor visionärer Glut kaum mehr zu fassen: „Aus dem bewußten Menschen war die bewußte Menschheit geworden“... „Das große Geheimnis war entschleiert: das Geheimnis der ewig wachsenden Seligkeit“... „Da fuhr aus dem Unbekannten ein Stern daher und sauste mit Singen an uns vorüber ins Unbekannte. Und der sang: ‚Euch ist gegeben, alle Welten zu fassen in einem Blick, und ihre Freude zu fassen in einem Herzen. Selig sind die Kinder der Erde, selig, selig!' Und unsere Schiffe stiegen, und zu neuen, winkenden Sternen blickten wir hiemit voll Ahnung und Hoffnung.“

Amen.

Ich aber brauche auf das hin keinen Henri Bergson mehr, um mir der Herleitung des Lachens, als einer geistigen Reflexbewegung, aufs innigste bewußt zu werden.

Nago, im April 1914.

Kurt Wolff Verlag, Leipzig

Georg Trakl

Gedichte

Geh. M. 1.60 (K 2.—), geb. M. 2.50 (K 3.—)

ARTHUR VON WALLPACH

Heiliges Land

GEDICHTE

geb. Mk. 3.— (K 3.60)

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

BRENNER-VERLAG / INNSBRUCK

In unserem Verlage sind erschienen:

STUDIEN ÜBER KARL KRAUS

Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch / Ludwig von Ficker: Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus / Karl Borromaeus Heinrich: Karl Kraus als Erzieher / mit einer Zeichnung von Max von Esterle

* * *

Diese Studien beanspruchen nicht, ein erschöpfendes Bild des Mannes zu geben, dessen Bedeutung sie gewidmet sind. Immerhin glauben die Verfasser, wesentliche Züge seiner menschlichen, geistigen und künstlerischen Physiognomie erfaßt und den Umriß der Gesamterscheinung soweit verdeutlicht zu haben, daß die Publikation ihren Sinn erfüllt, nämlich: Licht und Sicherung zu bringen in das Chaos von Haß und Verehrung, das finster schwankend die Gestalt des größten, des einzigen Satirikers unserer Tage heute noch umgibt.

74 Seiten. Preis geheftet K 1.20 (Mk. 1.—)

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

URTEILE ÜBER DEN BRENNER

J. V. Widmann im Berner „Bund“: Eine Tiroler Zeitschrift. Seit einiger Zeit geht uns aus Tirol eine Halbmonatsschrift zu, die den glücklich gewählten Titel „Der Brenner“ führt und in ihrem eigenen Verlag zu Innsbruck erscheint. Von dem schönen Berg, dessen uralte Straße (wie die neuere Bahn) Nord- und Südtirol verbindet, hat sie den Namen, bei dem man aber gern auch ans Brennen denkt, an ein Entbrennen für Schönes und Gutes, an Flammen, die aus heiliger Glut emporlodern und ebenso an die verzehrende Kraft, die dem Feuer eignet und wohltätig wirkt, wenn sie Schlechtes versengt. Dieses Glühen nun sowohl wie dieses Sengen finden wir in den uns bisher zu Gesicht gekommenen Heften der im Format bescheidenen, in den Gedanken kühnen Zeitschrift. . . . Im Ganzen ist „Der Brenner“ eine Kampfzeitschrift der jüngeren Generation, die in Kunst und Kultur durch lebensvolle Anschauungen manches Veraltete beseitigen will, aber vor dem Echten, sei es alt oder modern, Ehrfurcht hegt. . . .

Karl Kraus in der „Fackel“: . . . Daß die einzige ehrliche Revue Oesterreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Oesterreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.

Heinrich Mann . . . Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für die Sendung Ihrer so interessanten Zeitschrift und besonders für den mir gewidmeten Aufsatz. Darin stehen, wie mir scheint, viele ungewöhnlich tiefe Dinge. Jedenfalls ist es einer der besten, die über mein Buch erschienen sind.

Wilhelm Schmidtbonn: . . . Nicht nur über den schönen Aufsatz, der meinem Drama „Der Graf von Gleichen“ galt, habe ich mich gefreut, sondern auch die freie Art und der Reichtum Ihrer Zeitschrift hat mir eine große Freude gebracht. Ich spüre darin die alte Kraft der Berge und den Wind, den ich in meinem Innsbruck so lieb gehabt. Es gibt kaum in unserem Deutschland eine Zeitschrift so mannhaft und zugleich von einer so goldenen, heiteren und fruchtkräftigen Besonnenheit, wie sie z. B. aus Ihrem Mitarbeiter Carl Dallago spricht . . .

Pester Lloyd . . . . . Ein junges Blatt, das aber mit einer scharf umrissenen, prägnanten Selbständigkeit in das Geistesleben der Gegenwart tritt. Es steht wie ein geschlossener Block auf und läßt erkennen, daß es eine Phalanx bilden will wider alle unlautere Beeinflussung in Kunst und Kultur. Und so groß dieses Vorhaben ist, die Zeitschrift zeigt, daß sie ihm gewachsen ist. . . . Der „Brenner“ ist ganz danach angetan, sich wie ein Keil in das Literaturwesen der Gegenwart zu schieben.

Der Bund (Bern) . . . So oft uns die Zeitschrift „Der Brenner“ zugeht, müssen wir uns immer wundern, gerade in einer im heiligen Land Tirol (in Innsbruck) erscheinenden periodischen Veröffentlichung einer kühnen Drauflosgängerei in allen Fragen der Poesie, der Philosophie und des Lebens zu begegnen, wie man solche vorurteilslose Freiheit des Denkens und der Diskussion sonst nur in mutigen Kampfblättern von Weltstädten wie in Berlin, Wien oder Paris antrifft. . . .

La Voce (Florenz) Rivista d'avanguardia, senza colore politico, fatta da giovani. La sua nota dominante: sincerità . . . Bisogna leggere il „Brenner“ per sapere che cosa sia vivo nell' Austria intellettuale d'oggi.

ROBERT FRIEDLAENDER / Buchhandlung

(Inhaber: Richard Lányi), Wien, I., Kärntnerstraße 44

1. **„DIE FACKEL" Herausgeber: Karl Kraus**
Jahrgang I—XV komplett in 19 Luxushalblederbände geb. Mit zwei Porträts des Herausgebers u. Gesamtregister. Aeußerst rar. Seltener Gelegenheitskauf eines tadellosen Exemplars für Sammler. **Preis K 375.—**

2. **„DIE FACKEL"** Herausgeber: Karl Kraus Nr. 1—81 in 9 Originalbände **geb.** Mit allen Registern etc. Tadelloses Exemplar. Gänzlich vergriffen. Preis **K 75.—**

3. **Die Fackel** Nr. 1, 2, 3 sehr selten . . . . . **à K 5.—**
4. Karl Kraus, Sittlichkeit und Kriminalität **antiqu.** nur K 5.20
5. Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche **antiqu.** nur K 3.—
6. Karl Kraus, Die chinesische Mauer . **antiqu.** nur K 5.—
7. Karl Kraus, Pro domo et mundo. . **antiqu.** nur K 2.—
8. Karl Kraus, Heine und die Folgen K —.96 h
9. Karl Kraus, Nestroy und die Nachwelt K —.80 h
10. Frank Wedekind, Werke 6 Bände . à K 4.80, geb. K 6.60
11. Frank Wedekind, Felix und Galathea K —.60 h
12. Marinetti, Futuristische Dichtungen . K —.60 h
13. Lasker-Schüler, Hebräische Balladen K —.60 h
14. Lasker-Schüler, Meine Wunder (Gedichte) geb. K 3.60
15. Lasker-Schüler, Gesichte (Essays) . K 4.80, geb. K 6.—
16. A. v. Sonnenthal's Briefwechsel, 2 Bde. K 12.—, geb. K 15.60
17. Ehrenstein, Selbstmord eines Katers K 3.60, geb. K 4.80
18. Hauer, Von den fröhlichen und unfröhlichen Menschen K 4.80, geb. K 6.—
19. **„Die Musik"**, Jahrgang V bis VIII antiquarisch in Heften. Tadellos erhalt. Preis pro Jahrg. **à statt K 18.— nur K 5.40**
20. **Zeitschrift des Deutschen und Oesterr. Alpenvereins.** Jahrg. 1884, 1885, 1886, 1887, 1888, 1889, 1895, 1896, 1898, 1899, 1900, brosch. Tadellos mit sämtlichen Karten und Beilagen. **Alle 11 Jahrg. kompl. K 30.—, einzeln à K 4.—.**
21. **Simplicissimus** XII. und XIV. Jahrgang in Orig.-Band geb. Tadellos erhalten. Pro Jahrgang (2 Bände) **à K 14.40**
22. **Fiedler, Das Détail in der mod. Architektur.** Serie I bis V, sehr gut erhalten. **Preis pro Serie statt K 72.—, à K 18.—**
23. **Bayros,** Götterliebschaften, 10 Blatt in Mappe K 30.—
24. **Arabische Nächte,** Erzählungen aus 1001 Nacht. Mit 50 färbigen Bildern von Edmund **Dulac.** Luxusausgabe. **Gänzlich vergriffen.** In Orig.-Lederband gebunden. Tadelloses Exemplar . . . . . **K 84.—**

Die neuesten Nummern der „Fackel", des „Brenner" u. des „Sturm" stets vorrätig